

nunu

Carl Djerassi im großen Interview • Rainer
Nowak unterwegs mit Oscar Bronner • Markus
Rogan im Porträt • Rückblick: 40 Jahre Jom-
Kippur-Krieg • Leon Zelmans Vermächtnis

Ausgabe Nr. 53 (3/2013)

Tischri 5774

€ 4,50

www.nunu.at



Amy Winehouse

Das kurze Leben einer außergewöhnlichen
Künstlerin, die in Erinnerung bleiben wird

Meine Stimme entscheidet, wer entscheidet.

29. 9.
7-17 Uhr



**Nationalratswahl 2013:
Nur wer wählt, redet mit.**



QR Code scannen
Hotline: Tel. 01 / 525 50
www.wahlen.wien.at

StadT Wien
Wien ist anders.

Für mehr Infos zur Nationalratswahl:

Die mit dem Wolf spielen

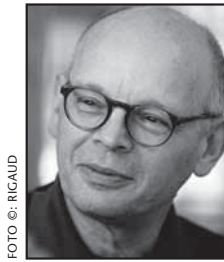


FOTO ©: RIGAUD

VON PETER MENASSE

Juden zitieren gerne ihre Mutter. Sie gilt uns als höchste Autorität. Meine Mamme warnte mich beispielsweise immer davor, grundlos um Hilfe zu schreien. „Wenn man immer wieder ‚Hilfe, der Wolf kommt‘ ruft, so werden sie dir nicht mehr glauben, wenn er eines Tages wirklich erscheint.“ Eine ebenso simple wie richtige These.

Ende Juni haben die beiden Präsidenten der Kultusgemeinde in einer scheinbar konzertierten Aktion wieder einmal einen Hilferuf ausgestoßen. Ariel Muzicant hat dafür die Tageszeitung *Die Presse* und seine Funktion als Vizepräsident des „European Jewish Congress“ gewählt, um über zunehmende Übergriffe auf Juden in Europa zu sprechen. Er frage sich, so Muzicant in gewohnt dramatischer Überhöhung, ob Juden in Europa überhaupt noch eine Zukunft hätten.

Was er nicht macht und scheinbar auch nicht kann, ist, Zahlen zu diesen behaupteten Übergriffen vorzulegen. Ein Vertreter des OSZE-Büros für demokratische Institutionen und Menschenrechte erklärt der *Presse* dazu, dass es keine wirklich zuverlässigen Statistiken über antisemitische Vorfälle in Europa gebe. Man würde zwar über Meldungen aus den Mitgliedsländern verfügen, jedoch wende jeder Staat eigene Kriterien an, was Vergleiche unmöglich mache. Die EU-Agentur für Grundrechte spricht von einem schütterten Zahlenmaterial, weil viele Länder, darunter etwa Ungarn oder die Ukraine, antisemitische Übergriffe überhaupt nicht bekannt gäben. In der aktuellsten Auflistung zeige sich, dass die Zahl antisemitischer Verbrechen in Österreich und einigen anderen Ländern gesunken, in den Niederlanden und Schweden hingegen gestiegen sei.

Muzicant fordert jedoch nicht, wie man erwarten könnte, eine einheitliche und umfassende, von internationalen Organisationen durchgeführte Erhebung über das tatsächliche Ausmaß antisemitischer Übergriffe. Nein, er wünscht sich – unter anderem – höhere Geldmittel für die Sicherheit der jüdischen Gemeinden.

Es ist eine merkwürdige Strategie, just als österreichischer Jude mit unbewiesenen Aussagen über Antisemitismus in die Öffentlichkeit zu gehen. Wir Juden sind in unserem Land derzeit in höchstem Ausmaß respektiert und anerkannt, einige

Wirrköpfe und Idioten ausgenommen. Was machen wir, wenn der Wolf wirklich einmal kommt?

Einige Tage nach Muzicant darf auch der zweite Präsident, Oskar Deutsch, ran. Er stößt in einem Interview mit dem *Kurier* ins gleiche Horn, sagt allerdings auf Nachfrage aufmüpfig, dass er schon der Meinung sei, dass Juden in Europa eine Chance hätten. Na bitte, doch ein kleiner emanzipatorischer Schritt.

In einer Sache aber sind sich die beiden ganz einig. Deutsch im Original: „Den jüdischen Gemeinden in Europa ist es wegen der Bedrohung nicht länger zumutbar, ihre Sicherheitsausgaben selbst zu tragen. Aufgrund des Gefahrenpotenzials betragen die Kosten für Sicherheit 15 bis 25 Prozent des Budgets. Daher ist die EU gefordert, Mittel für die Sicherheit der jüdischen Gemeinden in Europa aufzubringen.“

Die beiden Präsidenten betreiben ein gefährliches Spiel. Sie machen sich nicht die Mühe, gesichertes Zahlenmaterial über Antisemitismus vorzulegen, sondern stellen einfach Behauptungen auf. Daran knüpfen sie Forderungen, bei denen sie zwar „Europa“ sagen, aber doch ganz offensichtlich das Budget der österreichischen Gemeinde meinen. Ein Budget, von dem manche meinen, es enthielte noch ausreichend Sparpotenzial.

Statt einzusparen, rufen sie lieber „Der Wolf kommt“, ohne sich zu überlegen, welche symbolische Wirkung es hat, wenn die zumeist wohlwollenden Menschen in unserem Land immer wieder gesagt bekommen, es herrsche der blanke Antisemitismus.

Zuletzt eine dazu passende Begebenheit. In einem Wiener Café wurde kürzlich eine meiner Bekannten, die eine Kette mit jüdischen Symbolen trägt, von einem Paar aus den USA angesprochen, ob sie sich denn nicht fürchte. Man habe ihnen daheim gesagt, dass sie sich hier nicht als Juden deklarieren sollten, weil die Wiener Gemeindeführung davon spreche, dass Wien so antisemitisch sei und man hier als Jude nicht leben könne.

Den beiden Präsidenten sei gesagt: Das Spiel mit dem Wolf ist simplifizierend, strategisch falsch und auf alle Fälle ganz und gar nicht präsidial.



UNS INTERESSIERT

Der Zweifel, eine literarische Auseinandersetzung mit dem im Jahr 2000 entdeckten Archiv Herzklotzgasse 21 und den Spuren, die es zu jüdischen Schicksalen legt. Autor Nuccio Pepe berichtet von seinem Freund Nathan und dessen Suche nach der Wahrheit im Leben und Sterben seiner aus Czernowitz stammenden Eltern. Dieser hat beide nie kennengelernt – weder den Vater, der in Dachau ermordet wurde, noch die Mutter, die kurz nach der Befreiung starb, nachdem es ihr gelungen war, ihr Kind auszutragen und zur Welt zu bringen. Im Archiv macht Nathan eine bestürzende Entdeckung, die eine Verstrickung seines Schwiegervaters Hans in das Schicksal seiner Eltern erahnen lässt – aber Klarheit gewähren die stock-

fleckigen Papiere nicht ... Durch Vermischung von Fakten und Erfundenem und dem Erzählduktus, der in Vor- und Rückblenden ein patchworkartiges Nebeneinander der Zeitebenen entstehen lässt, verstärkt der Autor das Gefühl des Fragmentarischen, der Ungewissheit des titelgebenden Zweifels. Festen Grund bietet schließlich der Anhang mit einer Zusammenfassung der Fakten zum Archiv Herzklotzgasse und einem kurzen Gespräch mit dem langjährigen Leiter von ESRA, David Vyssoki, dem Pepe die Idee für sein Buch verdankt.

UNS MISSFÄLLT

dass die *Stuttgarter Zeitung* eine antiisraelische Karikatur, in welcher der Name des Wiener Musikers und Holocaust-Überlebenden Georg Kreisler missbraucht wurde, veröffentlicht hat. Auf der Karikatur ist Israels Premier Benjamin Netanjahu als „Taubenvergifter“ zu sehen. Er sitzt auf einer Parkbank und lässt Gift aus einer mit einem Totenkopf und einem Schildchen „Siedlungsbau“ gekennzeichneten Flasche auf ein Stück Brot tröpfeln. Neben der Bank wartet eine Taube mit der Aufschrift „Nahostfriede“ auf das Futter. Georg

Kreislers Tochter Sandra Kreisler protestierte gegen diese Karikatur, die Redaktion der *Stuttgarter Zeitung* und der Zeichner haben sich immerhin bei ihr entschuldigt.

UNS FREUT

dass in der Beilage der *Wiener Zeitung* zum 310. Jubiläum lobende Worte der leitenden Redakteurin des *Falter* und langjährigen stellvertretenden Chefredakteurin von **NU**, Barbara Tóth, Platz gefunden haben. Sie schreibt: „Die *Wiener Zeitung* kooperiert seit vielen Jahren auch mit **NU** ... die sich mit Witz, kritischer Distanz und scharfem Blick Fragen des jüdischen und nicht-jüdischen Lebens widmet ... **NU** ist alles andere als ein bequemes Medium. Im Gegenteil.“ Der Gratulation zum Geburtstag der *Wiener Zeitung* schließen wir uns mit kollegialen Grüßen an.



WIR GRATULIEREN

dem Ö1-Journalisten und **NU**-Autor Michael Kerbler zum „Goldenen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich“. Als Begründung für die Verleihung nannte Staatssekretär Josef Ostermayer bei einem Festakt im Bundeskanzleramt die mehrere hundert von Kerbler gestalteten Sendungen im Rahmen der Reihe „Zeitgenossen im Gespräch“. Michael Kerbler, der die Leitung dieser Sendereihe 2003 übernommen hat, ging in seiner Dankesrede auf den ORF ein: „Qualität der Demokratie hat mit Qualität der Medien zu tun.“



- SEIT 1976 -

JÜDISCHE EHE- & PARTNERVERMITTLUNG

+49 (0) 69 5973457

simantov4you

info@simantov-international.com
www.simantov-international.com



CARL DJERASSI
SEITE 6



OSCAR BRONNER
SEITE 16

Leitartikel Peter Menasse 3

AKTUELL

Carl Djerassi über seine jüdische Identität und sein Verhältnis zu Österreich 6

Djerassis *Schattensammler. Die allerletzte Autobiografie.* 11

Wie es Frank Stronach und Matthias Strolz von den Neos „mit den Juden halten“ 12

Markus Rogan hat sich verliebt, hat gelernt und ist dem Judentum beigetreten 14

UNTERWEGS MIT

Rainer Nowak war mit Oscar Bronner im Kunsthistorischen Museum 16

SCHWERPUNKT NAHOST

Mit einem Überraschungsangriff Ägyptens und Syriens begann vor 40 Jahren der Jom-Kippur-Krieg 20

Bei der Makkabiade in Tel Aviv gab es auch österreichische Erfolge 23

ZEITGESCHICHTE

Der Jewish Welcome Service lädt seit 1989 vertriebene Jüdinnen und Juden nach Wien ein 25

office@nunu.at

SERIE JÜDISCHE MUSEEN

Das Jüdische Museum von Brüssel 31

SCHACH

Ignaz von Kolisch: Der „Schachbaron“ 35

KULTUR

Amy Winehouse ist vor zwei Jahren verstorben – in den Herzen ihrer Fans lebt sie jedoch weiter 38

Anja Salomonowitz über Entstehung und Motive ihres Films *Die 727 Tage ohne Karamo* 42

Der Big Apple ist berühmt für seine Delis – wie lange noch? 46

STANDARDS

Rätsel 49

Engelberg 50

Kohnversationen 52

In eigener Sache 53

Unsere Autoren 54

Dajgezzen & Chochmezen 55

Impressum 56

www.nunu.at

Liebe Leserin, lieber Leser,

war es der Ruhm, den sie nicht ertragen konnte? Waren es die Verletzungen aus ihrer Kindheit, weil die für sie so wichtige Familie zerrissen war, oder war es doch die unheilbare Sucht nach Drogen und Alkohol? Amy Jade Winehouse wäre heute im September 30 Jahre alt geworden. Mit ihrer attraktiven tiefen Stimme und ihrem Retro-Aussehen verzauberte sie die Menschen und schaffte über 25 Millionen verkaufte Tonträger. Axel Reiserer hat die Ausstellung „Amy Winehouse: A Family Portrait“ im Jüdischen Museum London besucht und seine Impressionen für **NU** niedergeschrieben.

Über ein schöpferisches und umfassendes Leben lesen sie im Interview mit Carl Djerassi. Peter Menasse traf den Chemiker und Schriftsteller in seiner Wiener Wohnung. Entstanden ist ein spannendes Gespräch, das den weiten Bogen von Djerassis Leben nachzeichnet. Herbert Voglmayr hat uns schon öfter einfühlsam und poetisch in die Welt der Literatur eingeführt. Diesmal hat er für Sie *Der Schattensammler. Die allerletzte Autobiografie* von Carl Djerassi gelesen.

Rainer Nowak hat den Doyen des österreichischen Journalismus, Oscar Bronner, im Kunsthistorischen Museum getroffen. Weiters in dieser Ausgabe: ein Rückblick auf den Jom-Kippur-Krieg vor 40 Jahren, verfasst von Johannes Gerloff, und ein Beitrag von David Rennert zum Vermächtnis von Leon Zelman. Ein aktueller Bericht über die Makkabiade und über Markus Rogan, beides festgehalten von Fritz Neumann.

Mit unseren Berichten und Interviews schlagen wir eine Brücke zum Judentum. Wir hoffen, damit einen Dialog über alle Grenzen hinweg und gegenseitiges Verständnis zu bewirken. Auch Sie, liebe Leserinnen und Leser, können etwas bewirken, indem Sie uns unterstützen und Ihren Beitrag für **NU** zahlen – schlanke 15 Euro im Jahr (in Österreich), für Meinungen, Kommentare, Bilder, Berichte und kritische Auseinandersetzungen.

Das gesamte **NU**-Team und ich wünschen Ihnen ein gutes und süßes Jahr 5774 und dass Sie in das Buch des Lebens eingeschrieben werden.

Schana Towa we-Gmar Chatima Towa!

Ida Labudović
Chefin vom Dienst

„Man will immer der Erste sein“

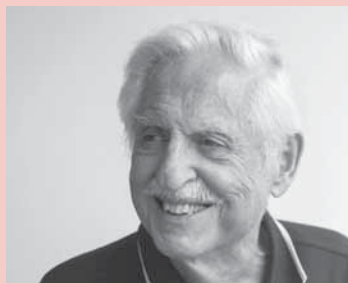
Carl Djerassi legt zu seinem 90. Geburtstag eine, wie er sie nennt, „letzte“ Biografie mit dem Titel *Der Schattensammler* vor. NU hat aus diesem Anlass mit ihm über seine jüdische Identität, sein Verhältnis zu Österreich und über seine Leidenschaft für Paul Klee gesprochen.

VON PETER MENASSE (INTERVIEW) UND JACQUELINE GODANY (FOTOS)

NU: Herr Professor Djerassi, Sie schreiben in Ihrer Biografie „Der Schattensammler“ im Kapitel „Jude“: „Nachdem ich die 50 erreicht hatte, machte ich mir keine Gedanken mehr über meine jüdische Identität.“ Und doch schreiben Sie als bald 90-jähriger viel über Ihre jüdische Identität. Wie ist das zu verstehen?

Djerassi: Dass ich mich nicht mehr verstecke, aber dass ich mein Judentum auch nicht extra thematisiere. Das war nicht immer so. Viele meiner Kollegen oder Freunde, die wie ich in den Jahren ab 1938 emigriert sind, haben ja sogar ihren Namen geändert. Man wusste dann nicht mehr, dass sie Juden waren.

Mein ältester Freund, ein Mann in meinem Alter, jüdischer Emigrant wie ich, will bis heute das Wort „Jude“ nicht verwenden – man kann das mit ihm nicht diskutieren. Er ist Professor an einer renommierten amerikanischen Universität, und viele seiner jüdischen Studenten haben mich gefragt, warum er so reagiere. Ich habe ihnen geantwortet, dass ich das anfangs verstehen konnte, aber nicht mehr jetzt. Am Anfang, wenn man traumatisiert in ein anderes Land kommt, von dem man nicht weiß, woran man ist, ergibt das schon einen Sinn. In Amerika waren die Menschen damals auch antisemitisch, wenn auch ganz an-



CARL DJERASSI, geboren in Wien, von dort 1938 über Bulgarien in die USA geflüchtet, wo er studierte und dann als Professor für Chemie lehrte und forschte. Er ist der Autor von über 1.200 wissenschaftlichen Publikationen und sieben Monografien und war bis 2012 der einzige amerikanische Chemiker, dem sowohl die National Medal of Science (1973 für die erste Synthese eines oralen Verhütungsmittels – der „Pille“) als auch die National Medal of Technology (1991 für die Entwicklung neuer Methoden auf dem Gebiet der Insektenbekämpfung) verliehen wurde.

Djerassi ist Mitglied der amerikanischen National Academy of Sciences und der American Academy of Arts and Sciences sowie der Royal Society (London), der Leopoldina (Deutschland) und vieler anderer ausländischer Akademien und hat 32 Ehrendoktorate sowie zahlreiche weitere Auszeichnungen erhalten.

ders als in den Ländern, aus denen die Juden kamen. Ich war beispielsweise der erste jüdische Professor im Institut für Chemie an meiner Uni. Es hat viele pharmazeutische Firmen gegeben, die überhaupt keine Juden eingestellt haben. Es hat viele Clubs gegeben, Golfclubs zum Beispiel, wo man nicht reindurfte. Das ärgste Beispiel ist die Columbia University, eine Universität in der jüdischsten Stadt der Welt, in New York, deren medizinische Fakultät bis 1950 einen Numerus clausus für Juden gehabt hat. Zehn Prozent der Studenten, mehr durften es nicht sein.

Und wie ist das heute mit Ihnen, der Sie ja ein nicht-religiöser Jude sind?

Es gibt heute noch viele Juden, die auch jetzt nicht von sich aus über ihr Judentum reden. Wenn Sie fragen: Sind Sie jüdisch, würden nur sehr wenige „nein“ sagen. Aber sie sprechen das nicht von sich aus an. Umgekehrt gibt es auch viele Juden, die das aggressiv annonciieren. Ich muss Ihnen ehrlich sagen, ich tue das jetzt auch, insbesondere hier, damit meine ich Deutschland und Österreich. Ich nehme alle die Auszeichnungen, die mir verliehen werden, an. Das ist eine Art von später Ehrung, die man mir zuteil werden lässt.

Der Grund, warum ich jetzt so klar über mein Judentum sprechen kann,



Der Grund, warum ich jetzt so klar über mein Judentum sprechen kann, ist, dass ich viel darüber nachgedacht habe, als ich das Buch *Vier Juden auf dem Parnass* schrieb. Es geht dort um vier Menschen, deren jüdische Identität total verschieden war, das sind Adorno, Benjamin, Scholem und Schönberg. Ich fühle mich Adorno am nächsten.

ist, dass ich viel darüber nachgedacht habe, als ich das Buch *Vier Juden auf dem Parnass* schrieb. Es geht dort um vier Menschen, deren jüdische Identität total verschieden war, das sind Adorno, Benjamin, Scholem und Schönberg. Ich fühle mich Adorno am nächsten. Er ist als einer der ersten zurückgekommen, nach Frankfurt. Er wurde Professor dort, wo er während der Nazizeit nicht einmal ein Privatdozent sein konnte. Er sagte ganz offiziell: „Ich bin Jude“, und er sprach viel über Auschwitz und die jüdische Identität. Da haben ihm dann einige unter den jüdischen Kollegen vorgeworfen, er würde eine „Reparations-Professur“ annehmen. Er entgegnete darauf: „ich verdiene sie und ich werde ihnen zeigen, dass das so ist.“ Das hat er ihnen tatsächlich bewiesen. Ich muss sagen, diese Position habe ich verstanden.

Sie haben inzwischen einige Ehrendoktorate in Österreich verliehen bekommen. Befriedigt Sie das?

Ich bin natürlich nie zufrieden. Jetzt habe ich vier Wiener Ehrendoktorate in einem Jahr gekriegt und ein fünftes von der TU Graz vor ein paar Jahren. Aber das sind nicht die ersten, ich hab schon 25 Doktorate aus der ganzen Welt vorher gehabt. Ich

verdiene die Ehrungen, aber warum kommen sie erst jetzt? Verdient habe ich die meisten davon vor dreißig oder vierzig Jahren. Das ist ganz klar, und das haben die Leute auch offen gesagt. Wichtig war mir die Wiener Universität, weil meine beiden Eltern dort studiert und sich kennengelernt haben. Das war der Ursprung meiner Geburt. Ohne die Nazis wäre auch ich auf diese Universität gegangen. Bei der Verleihung war Bundeskanzler Faymann anwesend. Er hat wirklich sehr gut eingeleitet. Er erinnerte daran, dass die Universität 1938 an einem Tag hunderte von jüdischen Professoren und tausende von jüdischen Studenten rausgeschmissen hat. Davon habe sich die Universität bis heute noch nicht erholt. Und dann sagte er zu mir: „Ich danke Ihnen, dass Sie das Ehrendoktorat angenommen haben.“ Meine Antwort war ein wenig frech, aber die Leute waren nicht beleidigt, wenn sie auch nicht gelacht haben. Vielleicht haben ein paar geschmunzelt. Ich sagte, dass ich mich aus meiner Schulzeit im Gymnasium Sperlgasse noch an Schillers Wallenstein erinnere, wo es heißt: „Spät kommt Ihr – doch Ihr kommt! Der weite Weg, Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen.“ Heute sage ich: Spät kommt ihr, doch ihr

kommt. Der weite Weg, liebe Universität, entschuldigt euer Säumen.“

Ich habe aus der Lektüre der Biografie den Eindruck einer Bitterkeit gegenüber Österreich bekommen. Wie könnte das heutige Österreich denn reagieren im Hinblick auf früheres Unrecht, das ja nicht wieder gutzumachen ist?

Das ist eine sehr gute Frage. Zum Ersten würde ich sagen, die Österreicher haben das 30 Jahre später gemacht als die Deutschen. Ungefähr 1990 haben die angefangen, die Deutschen schon ungefähr 1960 ...

Das ist ein roter Faden, der sich durch unsere Geschichte durchzieht.

Doch es hat sich was geändert. Die Regierung hat sich mir gegenüber anständig verhalten. Die haben mir die Staatsbürgerschaft verliehen. Also nicht zurückgegeben, wie ich erst später realisiert habe. Mein Vater war nämlich Bulgare und ich damit auch. Dann hat man sogar eine Briefmarke mit meinem Konterfei herausgegeben, das war eine totale Überraschung. Anders hat sich das akademische Feld verhalten. Bis zum Jahr 1992 wurde ich, wie die anderen jüdischen Kollegen auch, nie eingeladen. Und wenn Sie sich die österreichische Akademie der Wissenschaft anschauen, die schaut heute noch so aus, wie in den 1960er-Jahren.

Deswegen sind ja auch die starken Wissenschaftlerinnen, wie etwa auch Renée Schroeder oder Ruth Wodak, weggegangen.

Genau, das sind sehr gute Beispiele.

Wie ist Ihr Verhältnis zu den jüdischen Gemeinden in den Ländern, in denen Sie leben, USA, England und Österreich?

Ich hab sehr wenig mit den offiziellen jüdischen Stellen zu tun. Und auch privat waren immer die meisten meiner Freunde nicht jüdisch.



Djerassi im Gespräch mit Peter Menasse, dokumentiert von Jacqueline Godany

Viele von ihnen haben sich mehr für das Judentum interessiert als ich, viel gewusst und über jüdische Feiertage gesprochen, von denen ich nicht einmal ahnte, dass es sie gibt.

Und die offiziellen Stellen?

Vier Juden auf dem Parnass war und ist für mich das wichtigste Buch, das ich je geschrieben habe und das beste, gar keine Frage. Ich werde auch bis zu meinem Tod nichts Besseres mehr schreiben. Also habe ich gedacht, dieses Buch müsste von der jüdischen Gemeinde interessiert aufgenommen werden. Aber bei den jüdischen Organisationen gab es keine Lesungen, weder in San Francisco, noch in New York, München oder hier in Wien.

Sind Sie stolz darauf, ein Jude zu sein?

Ich gehe es so an, wie mein Lieblingsschriftsteller Philip Roth, der über jüdische Themen schreibt, in Form nicht einer jüdischen Identität, sondern einer Identifizierung. Er ist wie ich total nicht-religiös. Auch ich identifiziere mich mit dem Judentum. Ein Beispiel: Es gibt mehr jüdische Nobelpreisträger als in irgendeiner anderen Religion. Das ist doch absurd, Juden machen nur einen winzigen Prozentsatz der Weltbevölkerung aus. Also, da ist man stolz. Aber es bleibt auch die offene Frage: Warum eigentlich? Diese Besonderheit wird sich zukünftig ändern, das sehe ich in den USA. Meine Generation war unglaublich erfolgreich, die Generation der Emigranten, in den Universitäten, in den Nationalakademien der Wissenschaft und so weiter. Jetzt sind es hauptsächlich die asiatischen Emigranten, die wie wir seinerzeit nur eins tun können, nämlich sich intellektuell durchzusetzen versuchen. Dadurch, so glaube ich, werden die Juden in Amerika an Bedeutung verlieren.

Sie wollen heute, wie Sie schreiben,



Ja, ja. Ich bin eingebildet. Ich stelle es aber in Anführungszeichen.

nicht mehr als „Mutter der Pille“, sondern als Schriftsteller geachtet werden. Geschieht das zu wenig?

Als wir die Pille entwickelt haben, war ich 28 Jahre alt. Ich habe auch später noch in der Chemie wissenschaftlich wichtige Arbeiten gemacht. Aber in den letzten 25 Jahren habe ich eine neue professionelle Identität erworben und verdient. Ich arbeite jeden Tag, ich habe 20 Bücher in dieser Zeit geschrieben. Dann habe ich viele Theaterstücke verfasst. Die wurden hier in Österreich überhaupt nicht wahrgenommen, auf diesem Gebiet bin ich nach wie vor ein totaler Outsider. Diese Ignoranz hat nichts damit zu tun, dass ich Jude bin, da ich bin ganz sicher.

Nein, aber ich bin ein Outsider, ein Ami. Ich schreibe auf Englisch, es wird dann auf Deutsch übersetzt. Ich spreche natürlich Deutsch, aber es ist nicht ein literarisches Deutsch, und ich bin ein Outsider, eben nicht ein Österreicher, sondern ein Fremder.

Was ich nicht will, ist, als Akt der Wiedergutmachung anerkannt zu werden. Aber hierzulande lesen die Theaterleute meine Stücke gar nicht, obwohl sie in zwanzig Ländern gespielt wurden, weil sie fast pathologische Angst vor naturwissenschaftlichen Themen oder Autoren haben. Alle Stücke haben ihre Premieren in London gehabt, vier in New York, also das sind schon wichtige Erfolge, dann in verschiedenen Theatern von Bulgarien bis Neuseeland oder Korea.

Und dann lesen die hiesigen Dramaturgen nicht einmal ein Stück wie *Phallstricke*, das in Wien spielt. Aber wenigstens sind alle meine neun Theaterstücke auf Deutsch veröffentlicht, sodass die Menschen nachlesen können, was man ihnen auf der Bühne vorenthält.

Sie haben auf zwei Gebieten, der Chemie und der Schriftstellerei, so vieles erreicht. Stimmt Sie das nicht zufrieden?

Ja, aber ich muss Ihnen sagen, Sie haben nur teilweise recht, denn ich bin jetzt eine andere Person. Ich bin ein intellektueller Bigamist. Ich bin jetzt auf einem anderen Gebiet tätig. Ich spreche noch über Wissenschaft, ich halte noch Vorträge, aber ich mache keine neue Forschung mehr. Ich will für das respektiert werden, woran ich jetzt arbeite.

Die Schriftstellerei ist, wie Sie schreiben, Ihre neue Heimat. Auch in der Heimat kann man manchmal einsam sein.

Sie haben ganz recht. So ist es mitunter in dieser meiner professionellen Heimat.

Sie sammeln Paul Klee, aus einer Liebe heraus, wie Sie sagen. Was verbindet Sie inhaltlich mit Klee, wo finden Sie sich in seinen Werken, was macht die Liebe aus?

Ich werde rückwärts antworten. Das hat nichts mit der Liebe zu tun, die bestand vor 50, 60 Jahren. Aber dann war ich stolz, seine Geschichte als die eines typischen nichtjüdischen Juden entdeckt zu haben, zu dem ihn die Nazis gemacht haben. Sie haben ihn „Paul Zion Klee“ genannt und seine Kunst als „entartet“ bezeichnet. Fast niemand kennt dieses, sein Schicksal, aber es ist dokumentiert. Er musste dann beweisen, dass er Arier war, weil sein Sohn in Deutschland lebte und arbeitete. Er selbst hat später gesagt, dass es fürchterlich gewesen sei, so

Ich habe ja eine große Entscheidung getroffen, als ich ungefähr 1985/86 beschlossen habe, vom Chemiker zum Schriftsteller zu mutieren. Es gab dafür verschiedene persönliche Gründe. Aber ich habe auch schon im Alter von 35 Jahren einmal darüber nachgedacht, was ich ändern könnte.

etwas tun zu müssen. Es spiele doch keine Rolle, ob er ein galizischer Jude oder ein Schweizer Jude oder ein Deutscher sei. Entweder wäre er ein guter oder ein schlechter Maler. Klee war ein sehr anständiger Mann. Aber das war nicht der Grund für mein Sammeln. Das waren schon seine Arbeiten. Ich zeige Ihnen hier drei Werke aus 1924, gemalt innerhalb weniger Wochen. Jedes ist von der Thematik her ganz anders, wie von drei verschiedenen Malern. Wer würde glauben, dass dieselbe Person das geschaffen hat? Paul Klee ist ein totaler Polygamist.

Dann verstehe ich die Verbindung. Er ist ein Polygamist, wie Sie auch.

Das zweite ist, dass er immer fantastische Titel gefunden hat. Schauen Sie, können Sie das überhaupt übersetzen, schauen Sie sich diesen Titel an?

Hier steht „Durchgeistigung durch Primitivität“.

Ja, das ist nur ein einfacher Titel, den kann man fast nicht übersetzen, nicht in eine andere Sprache. Er war nicht nur ein fantastischer Maler, er hat so Vieles gemacht. Er hat auf Glas gemalt, auf Gips, auf Leinwand, auf Papier. Und es beeindruckt mich auch, dass er auf kleinen Flächen so komplizierte Arbeiten anfertigen konnte. Dann war er auch noch Musiker, dazu ein echter Pädagoge, er hat sehr viele Gedichte geschrieben und so weiter.

In „Menachems Same“ sagt ein Protagonist über Carl Djerassi: „Ein guter Redner, aber ganz schön eingebildet.“ Sind Sie eingebildet?

Ja, ja. Ich bin eingebildet. Ich stelle es aber in Anführungszeichen. Die Sache ist, ich bin eine ehrliche Person und ich spreche über viele Themen. Das Stammesbenehmen von Wissenschaftlern hingegen, das hat sehr viel mit Arroganz zu tun. Wir Wissen-

schaftler benehmen uns fast alle arrogant, wollen es aber nicht zugeben. Nehmen sie die Nobelpreisträger. Viele von ihnen sagen im Interview: „Das habe ich nicht erwartet“ oder „Diese Ehrung steht nicht mir zu, sondern viel mehr meinen Kollegen.“ Das ist Bullshit. Sie haben es ganz klar erwartet, und die meisten verdienen es sowieso. Vor 25 Jahren habe ich mit *How I Beat Coca-Cola and Other Tales of One-Upmanship* begonnen, das war meine erste Fiktion, die ich je geschrieben habe. One-Upmanship ist typisch für Wissenschaftler. Man will immer der Erste sein, eine Nasenlänge voran und man will den anderen immer beweisen: Schaut, wie besonders klug ich doch bin.

Ist bei Journalisten im Übrigen auch so.

Ja, und das ist typisch. Aber wenn es jemand zugibt, während die anderen es leugnen, dann sagt man, er sei eitel. Und das ist der Fall bei mir.

Sie spekulieren in Ihrer Biografie auch mit der Frage, was wäre, wenn man eine Entscheidung aus der Vergangenheit anders treffen könnte. Was würden Sie aus heutiger Sicht anders machen?

Ich habe ja eine große Entscheidung getroffen, als ich ungefähr 1985/86 beschlossen habe, vom Chemiker zum Schriftsteller zu mutieren. Es gab dafür verschiedene persönliche Gründe. Aber ich habe auch schon im Alter von 35 Jahren einmal darüber nachgedacht, was ich ändern könnte. Damals hatte ich schon 15 Jahre als Chemiker gearbeitet und meine Erfindungen auf dem Gebiet der Antihistamine, des Cortisons und schließlich der Pille gemacht. Es sind dann zwei Wünsche in mir entstanden. Ich habe überlegt, das Cellospielen ernsthaft zu erlernen. Ich hatte damit an sich schon im Alter von zirka 19 Jahren begonnen, dann aber aufgehört, als die Arbeit

überhand nahm. Bei genauerer Überlegung bin ich aber wieder davon abgekommen. Es ist total unmöglich, Cello mit 35 anzufangen. Man kann's gut spielen, aber es gibt tausende von Guten. Ich spreche nicht davon, der Beste zu sein, aber auch unter die ersten Hundert zu kommen, hätte sich nicht mehr erreichen lassen. Das andere war Archäologie. Aber das war eher eine romantische Anwendung, das war zu der Zeit, als ich in Mexiko gelebt habe. Ich bin damals sehr viel herumgereist, beispielsweise nach Peru, zu den Inkas. Aber auch das habe ich verworfen, ich wollte nicht in einer Illusion leben.

Erinnern Sie sich noch an Ihre Kindheit in Wien? Haben Sie zum Beispiel, wie die meisten Buben, Fußball gespielt?

Ja, es gab zwei Plätze, wo wir gespielt haben. Ich wohnte damals dort, wo jetzt der Uniq-Tower steht. Das erste Haus im zweiten Bezirk. Ich bin fast jeden Tag die Praterstraße entlang in den Prater gegangen. Den Praterstern hat es damals noch nicht gegeben, der Prater hat dort schon angefangen. Und dann noch bei der Urania, wo jetzt die Strandbar Hermann ist, da war damals nur so ein kleiner Park, aber mit Gras. Dort haben wir auch oft gespielt, obwohl es verboten war. Wenn die Polizei gekommen ist, sind wir natürlich weggelaufen. Die kamen immer zu zweit über einen der beiden Zugänge, von der Urania her oder von der anderen Seite. So konnten wir immer dorthin flüchten, von wo sie nicht gekommen sind.

Dann danke ich für das Gespräch und wünsche Ihnen alles Gute zum kommenden 90. Geburtstag.

Ach, das ist kein Grund zum Feiern. 89 ist noch gut. Das ist so wie mit den Preisen im Supermarkt. 9,99 klingt wenig, 10 Euro hingegen viel. Mit 89 gehört man noch zu den 80ern. Aber mit 90 ...

Carl Djerassi

Chemiker, Schriftsteller und „Schattensammler“

VON HERBERT VOGLMAYR

Carl Djerassi gelang 1951 als 27-jährigem Nachwuchs-Chemiker die erste Synthese eines oralen Verhütungsmittels, gemeinhin „die Pille“ genannt, und im selben Jahr die erste Synthese von Cortison auf pflanzlicher Basis – zwei bahnbrechende Leistungen, die ihm viele Auszeichnungen eintrugen, darunter 30 Ehrendoktorate. Seit den 1980er-Jahren lebt er sein zweites Leben als Schriftsteller und ist mit Romanen und Theaterstücken erfolgreich. Im Oktober 2013 erscheint zu seinem 90. Geburtstag eine weitere Autobiografie unter dem Titel *Der Schattensammler. Die allerletzte Biografie*, genau genommen seine vierte.

Wer hier einen ausgiebigen Hang zur Selbstdarstellung vermutet, wird gleich noch mit dem ersten Satz gewarnt: „Der Leser möge sich hüten.“ Liest man trotzdem weiter, erfährt man, dass *Der Schattensammler* nicht nur eine „egozentrische Selbstbeschreibung“, sondern auch eine Art „Autopschoanalyse“ sei, die vor allem die Schatten seines Lebens in den Fokus rücke, die er früher nicht thematisiert habe. Er zitiert dazu immer wieder, mitunter seitenlang, aus seinen früheren Autobiografien und literarischen Werken, was die Lektüre oft etwas mühsam macht, jedoch zeigen soll, dass er während eines Großteils seines Lebens gewisse persönliche Fragen weder der Öffentlichkeit noch sich selbst beantwortet habe, aus Gründen, die ihm teilweise selbst unverständlich seien. Erst in seinen erfundenen Geschichten habe er begonnen, anfangs unbewusst, sich damit auseinanderzusetzen, quasi „unter dem Schutz der Anonymität, den die Literatur bietet“. Die literarischen Werke der letzten 20 Jahre seien daher auch als „ganz besonderes Tage-

buch“ zu betrachten, aus dem man die Wahrheit über seine Person erfahren könne.

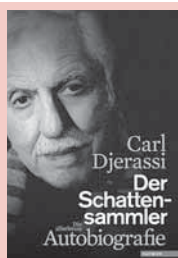
Liebe und Rache

Seine literarische Tätigkeit wurde durch eine Kränkung und ein Rache-motiv ausgelöst. Diane Middlebrook, Professorin für englische Literatur und seine große Liebe, verließ ihn wegen eines wesentlich jüngeren Literaten. Er wollte ihr daraufhin zeigen, dass er sich „auch in ihrem Revier tummeln“ könne, und es kam in den ersten Monaten nach der Trennung zu einer „wahren Explosion von Gedichten“ und Kurzgeschichten, auf die der Roman *Middles* folgte, in dem es darum geht, „das in Liebesdingen vermeintlich mangelnde Urteilsvermögen einer ansonsten höchst anspruchsvollen Frau zu demonstrieren“. Ein Jahr später kam es zur Versöhnung, sie beschlossen, zu heiraten und blieben 22 Jahre verheiratet, bis zu Dianas Tod. Vor dem Jawort musste er ihr allerdings versprechen, *Middles* niemals zu veröffentlichen, woran sich der „chemist“ (so nannte sie ihn immer, sogar im Bett) auch gehalten hat.

Ein anderes Beispiel ist die Religion, die früher so gut wie nie zur Sprache kam. Nach „50 Jahren absoluter Irreligiosität, genauer gesagt eines überzeugten atheistischen Säkularismus“, wurde durch den Wechsel von der

Chemie zur Literatur sein „wachsendes jüdisches Bewusstsein“ geweckt. Im Nachhinein fiel ihm auf, dass in seinen ersten fünf Romanen alle männlichen Hauptpersonen Juden sind, obwohl das nicht beabsichtigt war. Das führte zu einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Judentum. Das Buch *Vier Juden auf dem Parnass* bezeichnet er als sein bestes und meint, „dass eine längst überfällige persönliche Katharsis der wahre Grund war, weshalb ich dieses Buch schrieb“. Darin führen Walter Benjamin, Theodor W. Adorno, Gershom Scholem und Arnold Schönberg ein fiktives Gespräch über jüdische Identität.

Zu seiner Geburtsstadt Wien hat der 1938 geflohene Djerassi ein ambivalentes Verhältnis. Seit einiger Zeit lebt er vier Monate im Jahr wieder hier, eine ganzheitliche Versöhnung hält er aber nicht für möglich, da die Narben der Vertreibung zu tief seien. Als er aber 2012 von der Universität Wien sein erstes österreichisches Ehrendoktorat erhielt, gab ihm das „in gewisser Hinsicht das Gefühl, nun an meiner wahren Alma Mater promoviert zu haben“. Mittlerweile ist er auch Ehrendoktor der Medizinischen Universität, der Universität für angewandte Kunst und der Sigmund Freud Privatuniversität.



Carl Djerassi
Der Schattensammler. Die allerletzte Autobiografie
 Haymon Verlag, Innsbruck 2013
 480 Seiten
 EUR 24,90

Die Gretchenfrage

Was die im Nationalrat vertretenen Parteien zum Judentum zu sagen haben und wie sie sich beim Thema Israel/Naher Osten positionieren, wissen die Wähler. Heuer treten neue Parteien an, deren Einstellungen noch nicht bekannt sind. **NU** hat sich bei Frank Stronach und Matthias Strolz von den Neos darüber erkundigt, wie sie es „mit uns Juden halten“.

VON PETER MENASSE

Frank Stronach (Team Stronach)

Wenn es voll und ganz nach der Weltbetrachtung des früheren NU-Herausgebers Erwin Javor geht, müssten Juden Frank Stronach wählen. Javor pflegt politische Entscheidungen und Haltungen darauf abzuklopfen, ob sie für Juden gut oder schlecht sind. Danach richtet er seine Präferenzen. Und aus.

Über Frank Stronach wird viel geschrieben im September 2013. Seine Biografie ist bekannt und vermutlich, wie bei anderen Menschen auch, prägend für seine Ansichten. „Ich war ein lediges Kind“, sagt er, was heute in der großen Stadt keiner mehr so sagen würde. Aber im steirischen Kleinsemmering bei Weiz vor 81 Jahren war das ein Makel, den zu über-

winden ein Antrieb für den jungen Stronach gewesen sein mag. Er ist weit gekommen, manches aber hat er wohl von damals noch mitgenommen.

Der Vater war Kommunist und als solcher noch vor den Juden unter der ersten Gruppe von Verfolgten, als die Nazis die Macht übernahmen. Das könnte ein Grund für die emotionale Nähe zu Juden sein, die sich bei Stronach heraushören lässt.

Ich erzähle ihm von einem Auftritt des ehemaligen FPÖ- und jetzigen BZÖ-Politikers Ewald Stadler im ORF, bei dem dieser immer wieder von „Herrn Strohsack“ sprach, wohl um eine jüdische Herkunft von Stronach zu konstruieren und ihm damit beim

österreichischen Bodensatz an Antisemiten zu schaden. Tatsächlich waren weder Stronachs Mutter Elisabeth Strohsack noch sein Vater Anton Adelman Juden. Stronach sieht die Ausritte des Herrn Stadler gelassen. „Ich reagiere nicht auf so was“, sagt er voll Ruhe und erhebt sich damit recht elegant über die Wadlbeißerei des rechten Dampfplauderers.

Spricht man Stronach auf das Judentum an, versteht er darunter vor allem Israel. Dieses Land sei ein Vorposten der Demokratie in einem Umfeld, das „eigentlich nicht für democracy ist“. Und er kritisiert, dass Europa Israel als einziges Land der Region mit einer demokratischen Basis so gar nicht unterstütze. Er selbst ist stolz auf sein Ehrendoktorat, das ihm die Universität von Haifa verliehen hat. Alon Ossip, den er als rechte Hand und eigentlichen Geschäftsführer seiner Firma, der „Stronach Group“, bezeichnet, ist ein Israeli.

Fragt man Stronach nach den Antisemiten, die er mit seiner Sympathie zum Judentum als Wähler vergraulen könnte, verweist er darauf, dass er seine Prinzipien nicht verrate. Dann verwendet er einen Ausdruck, der heute schon einigermaßen aus der Mode gekommen ist. Es gäbe viele „Hypokriten“, die man sowieso nicht überzeugen könne. Hypokriten, so weist es Wikipedia aus, sind Heuchler, die ihr Verhalten



danach ausrichten, den Mächtigen zu gefallen. Antisemitismus entstehe aus einem Mangel an Information, meint Stronach optimistisch, hier wohl eher von seinen Jahren in Kanada als von einer Kenntnis der Beharrlichkeit österreichischer Vorurteilspfleger geprägt.

Die Frage nach dem Recht auf Beschneidung beantwortet Stronach eindeutig. Es sei Sache der Familie, darüber zu entscheiden, auch weil es keineswegs bewiesen sei, dass die Beschneidung den Buben schade.

Mit der FPÖ habe er keine Verbindung, sagt Stronach, er sehe aber bei ihr mehr Bewegung als bei den Regierungsparteien, die das Land, wie er meint, zugrunde richten würden. Mit Strache habe er aber in keiner Weise irgendetwas gemeinsam.

Stronach ist ein Freund der jüdischen Gemeinde. Er habe in den letzten Jahren „700.000, glaube ich“ gegeben. „Sie haben damit sogar Werbung im Fernsehen gemacht“, bestätigt NU. So viel Mut, sich zur jüdischen Sache zu bekennen, ist tatsächlich außerordentlich in diesem Land. Javors würden vermutlich Stronach wählen.

Matthias Strolz (Neos)

Der Spitzenkandidat der Neos braucht ein wenig Zeit, um die Frage zu beantworten, welche Positionen seine Partei zu Israel und dem Nahen Osten einnimmt. „Wir haben im Bereich der Außenpolitik noch keine sehr detaillierten Positionen, wir haben sehr detaillierte bezüglich EU und Europa“, sagt er und spannt dann einen Bogen von der „Schicksalsgemeinschaft Europa“ zur „Chancengemeinschaft“. Würde Neos mitzureden haben, würden sie sich für eine aktivere Rolle Österreichs in Europa und der europäischen Union stark machen. Gut so, aber was ist jetzt mit dem Nahen Osten?



Strolz erweitert den Bogen. Er spricht von der Notwendigkeit einer gemeinsamen Politik der EU auch im Nahen Osten und dass die Neos dazu schon einige Vorschläge hätten.

Erst der Einwand, dass in der EU doch ganz unterschiedliche Meinungen bestünden, führt schließlich zur ehrlichen und für einen Politiker sympathischen, weil unüblichen Aussage, dass es dazu noch keine akkordierte Position in seiner Partei gäbe. Dann aber entwickelt er doch einen analytischen, interessanten und, wie Strolz es nennt, „prozessorientierten“ Zugang: „Ich glaube nicht, dass die Lösungen großartig von außen kommen können, sondern dass Österreich mit seiner, wenn auch schon lange verschütteten Tradition eine aktive Rolle zu spielen hätte, um eine Plattform zur Begegnung zu geben, um hier als Mediator mit am Tisch zu sitzen.“ Na bitte, geht doch.

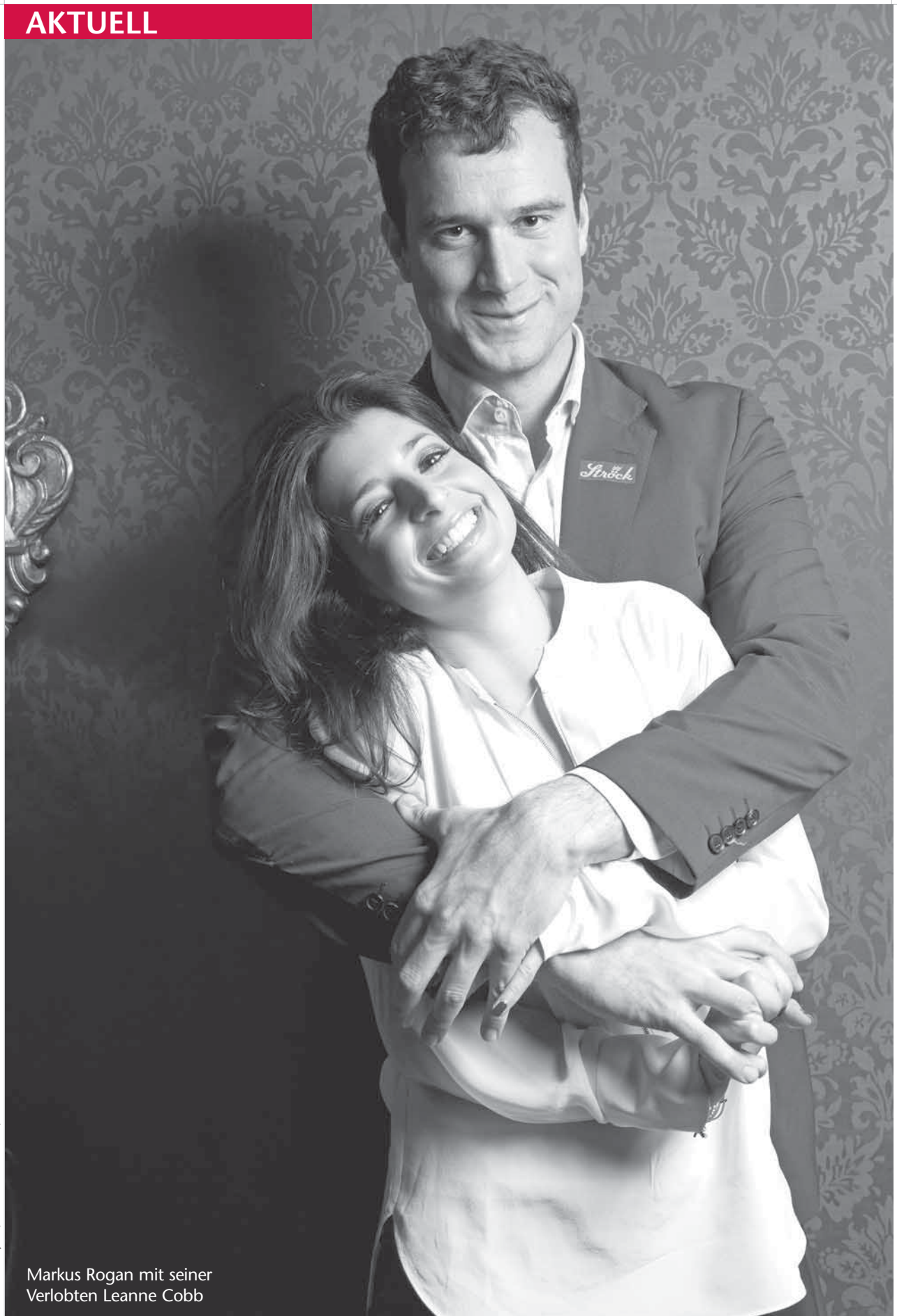
Einer der Spitzenkandidaten der Neos ist Niko Alm, ein mit religiösem Eifer angebliche Religionsprivilegien bekämpfender Aktivist. Er hat in der Beschneidungsdiskussion harte Worte gefunden und das Verbot der rituellen Beschneidung gefordert. Das sei nicht, so Strolz, Politikinhalt der Neos: „Wir haben eine klare Position zum Thema Religion. Wir sind dafür, dass dieses Recht auf freie Religionsausübung mit allem, was wir haben, zu verteidigen ist. Das ist Demokratie, das halten wir für essenziell.“ Man könne die „Kirchen“ für vieles kritisieren, aber es sei

auch wichtig, ihre großartigen Leistungen zu würdigen.

Bleibt die Frage, ob die Neos, wenn sie in eine starke Position kämen, gemeinsam mit der Freiheitlichen Partei in eine Regierung gehen würden. „Nein“, sagt Strolz, „da tun wir uns schwer, weil wir haben einfach einen anderen Ansatz in der Politik. Wir haben als leitende Grundwerte die Wertschätzung, die Eigenverantwortung, die Authentizität und die Nachhaltigkeit.“ Die FPÖ habe ein Problem bei der Wertschätzung, würde sie doch allzu oft über das Schüren dumpfer Vorurteile politisches Kleingeld machen. „Das wollen wir nicht befördern“, so Strolz, „auch nicht durch eine stehende Kooperation.“ Es wäre jedoch denkbar, im Parlament in Sachfragen zu kooperieren, um den Stillstand zu überwinden, der uns derzeit plage.

Der jüngere Vorarlberger Matthias Strolz wirkt bedächtiger als der alte Herr Stronach. Bei ihm spürt man ruhiges Abwägen und langsames Herantasten, bei „Frank“ festgefügte Ansichten eines Mannes, der seine Positionen mit niemandem in der Partei abzustimmen braucht.

Anständig sind sie beide, was ihre Ansichten zu Judentum und Demokratie betrifft. Wer jetzt wen wählen wird, geht uns von NU sowie so nichts an. Und auch gegen Strolz würde Javor vermutlich keinen Einwand finden.



Markus Rogan mit seiner
Verlobten Leanne Cobb

FOTO ©: STIX / JULIA / VERLAGSGRUPPE NEWS/PICTUREDESK.COM

„Ein fertiger Jud“

Markus Rogan, der zweimalige Olympiazweite im Schwimmen, hat sich verliebt, hat gelernt und ist dem Judentum beigetreten.

VON FRITZ NEUMANN

„Jüdischer werd ich nimmer“, sagt Markus Rogan, „ich bin ein fertiger Jud.“ Als solcher hat Rogan, der 2004 in Athen zu zwei olympischen Silbermedaillen schwamm, kürzlich bei der Eröffnung der Makkabiade eine Fahne ins Jerusalemer Stadion getragen. Das war sozusagen sein erster hoch-offizieller Auftritt als jüdischer Spitzensportler und eine vergleichsweise leichte Übung.

Schwieriger waren schon die Kurse, die Rogan be-, und die Prüfungen, die er ablegen musste, auf dass er fürderhin als Jude durchgeht. 18 vierstündige Seminare hat er besucht, um unter anderem jüdische Geschichte zu lernen, eine Hebräisch-Basis zu bekommen, in Sachen Feiertage firm zu werden und in Kontakt mit der Tora zu kommen. Die Seminare hätten gut und gerne auch drei- oder sogar fünfstündig sein können, es kam aber nicht von ungefähr, dass es sich just um 18 an der Zahl gehandelt hat. Das Wort für 18, „chai“, bedeutet gleichzeitig „Leben“.

Rogan (31), der seit Jahren in Los Angeles lebt, war beileibe nicht auf sich allein gestellt. „In Kalifornien gibt es viele, die dem Judentum beitreten“, sagt er. Nach seiner Lernzeit wurde er von drei Rabbinern geprüft, es folgte die Mikwe, das rituelle Bad. Auch die Brit Mila hat der Wiener hinter sich gebracht, er wird sich länger und intensiver daran erinnern als Juden, denen ihre Religion in die Wiege gelegt war.

Beitritt zum Judentum

Beigetreten also, aber nicht übergetreten ist Rogan, er hat nie einer anderen Religion angehört. Fürs Ju-

dentum interessierte er sich, als seine jüngere Schwester Rosa in Wien für die Hakoah zu schwimmen begann. Später, als er in den USA zur Schule und auf die Universität ging, diskutierte er oft mit Freunden über die Restitution der Klimt-Gemälde, wobei er sich dermaßen engagierte, dass ihn die Freunde scherzhalber einen „Hobby-Juden“ nannten. Auch für die Hakoah machte er sich weiterhin stark, nicht zuletzt im Dezember 2006 bei der Grundsteinlegung des neuen Sportzentrums. Seit dieser Zeit ist er mit Hakoah-Präsident Paul Haber gut befreundet.

Das Interesse war also durchaus schon vorhanden, als Markus Antonius Rogan 2011 in einer kalifornischen Kraftkammer Leanne Cobb kennen- und etwas später lieben gelernt hat. 2014 soll geheiratet werden, das genaue Datum steht noch nicht fest, es wird ein Sonntag sein, dem ein Feiertag folgt. Rogan sagt, ihm sei „schnell klar gewesen“, dass sein Beitritt zum Judentum seiner Akzeptanz in Leannes Familie nicht schaden würde. „Sie begehen natürlich jeden Feiertag“, sagt er, dem „die jüdische Einstellung gefällt“. Beispielsweise: „Leise sein, wenn man leise sein soll. Und laut sein, wenn man laut sein will.“

Psychologie-Student

Was das Schwimmen angeht, so ist es zuletzt etwas leiser geworden um den Österreicher, dessen vorerst letztes großes Rennen das olympische Semifinale 2012 war, in dem er disqualifiziert wurde. Im Jahr danach hat Rogan, der bei internationalen Großevents nicht weniger als 37 Medaillen geholt hat, sich halbwegs fit gehalten, sodass ihm „wenigstens die Hosen

passen“. Von seiner Hochform ist er aber recht weit entfernt, das war auch der Grund dafür, dass er bei der Makkabiade auf ein sportliches Antreten verzichtete. Er sagt, er hätte „keinen würdigen Wettkampf“ abliefern können.

„International Relations and Economics“ an der Stanford-Uni hat Rogan schon fertig studiert, derzeit studiert er Psychologie. In eineinhalb Jahren will er „den Master haben“ und dann auf den Dokortitel losgehen. Ob ihn das wettkampfmäßige Schwimmen noch einmal wirklich reizen kann, bleibt dahingestellt. „Ich vermisse es schon, ein wunderschönes Stück Fleisch inmitten von 20.000 Leuten zu sein.“ Ein Antreten bei den Olympischen Spielen 2016 in Rio de Janeiro kann und will Rogan weder ausschließen noch versprechen. „Der Sport ist schon eine Droge“, sagt er, „und Rio ist eine wunderschöne Stadt.“

Nicht nur als Schwimmer, sondern auch als Schmährbruder hat sich Rogan in seinen Sportjahren und in Österreich einen Namen gemacht. Mag sein, dass er als Schwimmer die etwas größeren Erfolge landete. Sein Schmäh jedenfalls dürfte unter seinem neuen Glauben eher keinen Schaden nehmen. Eine Lieblingsgeschichte hat er sich bereits auserkoren, es ist jene vom Schifferbrüchigen, der nach zwanzig Jahren auf einer einsamen Insel gefunden wird. Der Schifferbrüchige hat auf der einsamen Insel drei Gebäude errichtet und sagt: „Das erste Gebäude ist mein Wohnhaus. Das zweite ist die Synagoge, in die ich gehe. Und das dritte ist die Synagoge, in die ich nicht gehe.“

Der andere Bronner

In diesem Herbst wird Oscar Bronners künstlerisches Werk in einer großen Ausstellung gewürdigt. Der Maler, der gerne im Zweitberuf Zeitungsherausgeber wäre, spazierte mit **NU** ins Kunsthistorische Museum und zeigte uns seine liebsten Alten Meister.

VON RAINER NOWAK (TEXT) UND JACQUELINE GODANY (FOTOS)

Eigentlich sollten wir beide gerade nicht da sein. Die Interviewpartner sollten nicht durch die Eingangshalle des altherwürdigen Kunsthistorischen Museums gehen und den Weg zu den Alten Meistern einschlagen. Sie sollten eigentlich Zeitung machen. Doch andererseits?

Was gibt es denn Sinnvolleres und vor allem Schöneres, als an einem späten Vormittag die Werke von Cranach, Breughel und Rubens zu besuchen? Kaum etwas. Oscar Bronner wäre eigentlich gerne Ma-

ler geworden, ist häufig zu lesen. Das stimmt so nicht. Denn Bronner wurde Maler. Er hatte dabei das Pech oder Glück, mit seinem anderen Beruf bekannt und erfolgreich zu werden. Er begann als Autodidakt zu malen, nach dem Verkauf von *profil* und *trend* wechselte er zur Bildhauerei, zeigte Fritz Wotruba seine Arbeiten und fragte, ob er bei ihm studieren dürfe. Wotruba antwortete, dass die Akademie für die jungen Studenten primär als Arbeitsplatz diene. Wenn er den nicht brauche, möge er in seinem

Atelier arbeiten und Wotruba erklärte sich bereit, mit ihm über die Werke zu diskutieren. Einmal fand ein solches Treffen statt, dann starb der Bildhauer. Bronner schlug sich weiter als Autodidakt durch, ging später nach New York, kehrte wieder zur Malerei zurück. Dort traf er ebenfalls auf viele Künstler, die ihn beeinflussten. Wie schon in Wien – in der Zeit der legendären Hawelka-Blase – kannte er die Szene, ohne wirklich Teil von ihr zu sein. Damals in Wien war Kurt Moldovan sein „informeller Lehrer“, erzählt der Zeitungsgründer, mit Attersee war er bereits befreundet. „Der Vorteil vom Hawelka war: Man musste sich dort kein Rendezvous vereinbaren, es war immer jemand dort.“ In der Künstlergruppe gab es klare Hierarchien, an der Spitze stand – selbsternannt – Walter Pichler. „Pichler musste man sich unterwerfen. Wenn man das – wie ich – nicht tat, musste man mit Missbilligung rechnen und leben.“ Dennoch hält Bronner den kürzlich verstorbenen Künstler und Theoretiker für jemanden, der Maßstäbe gesetzt hat.

Später in New York lebte Bronner in SoHo, als es noch SoHo war. Dort wollte er mit dem alten Leben





„Kunst ist sehr oft politisch. Gerade wenn man sich mit einzelnen Karrieren von Künstlern beschäftigt, ist das politisch. Manche mussten sich verbiegen; manche, wie Goya, ließen sich nicht verbiegen. Aber Bilder sind keine politischen Pamphlete.“

nichts mehr zu tun haben, wollte also keine Kontakte zu Journalisten mehr pflegen. Kann man sagen, es gebe zwei Bronner-Leben? „Naturgemäß ist Zeitungsmachen eine Arbeit und Tätigkeit, bei der man mit anderen zusammenarbeiten muss. In der man, wie Sie genau wissen, auch unpopuläre Entscheidungen fällen muss. Man muss auch den Markt beobachten, man muss mit Konkurrenz umgehen. Malen ist dagegen eine sehr intime Sache. In der

Zeitung findet natürlich auch eine Entfremdung an der Spitze statt. Man wählt Leute aus, die dann Entscheidungen fällen, das ist sehr mittelbar. Wenn das Bild gelingt, weiß ich, das war niemand anderer als ich. Wenn es misslingt, kann man sich nicht auf jemanden anderen ausreden. Bei einem Bild geht es das nicht.“ Was sind das für Kriterien, die über Erfolg oder Misserfolg eines Bildes entscheiden? Bronner fast ein wenig verblüfft über die komische

Frage: „Na ob es mir gefällt. Ob ich es als stimmig finde. Ich schmeiße auch viele weg.“ Seine an die Aquarelltechnik angelehnte Arbeitsweise mache eine schnelle Entscheidung notwendig: gut oder schlecht. Er legt die Leinwand auf den Tisch, vermischt die Farben mit den Fingern, solange sie feucht sind.

Mittlerweile sind wir fast achtlos an Tizian vorbeigegangen: „Ich bin kein Kunsthistoriker, ich halte jetzt sicher keine Vorträge.“ Was macht die Alten Meister aus? „Die Kunstgeschichte ist kein Patentamt, das festlegt, wer was eingebracht hat.“ Gibt es Kunst, die Sie gar nicht mögen? „Es gibt Kunst, die mich langweilt.“ Impressionismus? „Über eine ganze Kunstrichtung könnte ich so etwas nie sagen. Monet schuf ein großartiges Werk, Renoir langweilt mich weitgehend.“ Gibt es falsche Abzweigungen in der Moderne? „Nicht wirklich. Aber wenn man durch die Biennale geht und beim x-ten Bild vom Kurator hört, dass das Werk Kritik an der Globalisierung ausdrückt, wird es redundant.“ Vom Dogma, dass Kunst immer politisch sein muss, hält Bronner nicht viel, aber: „Kunst ist sehr oft politisch. Gerade wenn man sich mit einzelnen Karrieren von Künstlern beschäftigt, ist das politisch. Manche mussten sich verbiegen; manche, wie Goya, ließen sich nicht verbiegen. Aber Bilder sind keine politischen Pamphlete.“

Tizian ist ebenso vorbeigezogen wie Cranach – „Interessant, dass sich Menschen so uneitel malen ließen“ –, nun suchen wir Rembrandt. Sich für ein Foto hinzusetzen, verweigert Bronner nach kurzem Nachdenken: „Ich sitze hier nie.“

An das kulturpessimistische Diktum, dass in der Malerei nichts Neues mehr möglich sei, glaubt



Dass die Wahl für einen gemeinsamen Museumsbesuch auf das Kunsthistorische Museum fiel, war nicht Bronners Idee gewesen – und doch ein bisschen historisch: Genau dort feierte er vor 25 Jahren die Gründung seines *Standard*.

Was gibt es denn Sinnvolleres und vor allem Schöneres, als an einem späten Vormittag die Werke von Cranach, Breughel und Rubens zu besuchen? Kaum etwas.

Bronner überhaupt nicht. Dass Richtungen oder Gattungen totgesagt wurden, habe es immer gegeben, etwas Neues sei immer nachgekommen, aber sehr, sehr vieles – auch Banales – sei vergessen worden. Ein Bild wirke jedenfalls immer allein durch sein Stärke. Eine Madonna von Raffael – „da kann man sich nur niederknien“.

Teil des Kunstmarktes zu sein, sei ihm schlicht nie passiert, aber er habe eine Zeitlang vom Malen leben können, sagt er. Ob er – zurückgekehrt nach New York oder gar nie weggegangen – vielleicht als Künstler größeren Erfolg gehabt hätte, wenn er auf die Zeitungen verzichtet hätte? „Was wäre wenn?“



Dass die Wahl für einen gemeinsamen Museumsbesuch auf das Kunsthistorische Museum fiel, war nicht Bronners Idee gewesen – und doch ein bisschen historisch: Genau dort feierte er vor 25 Jahren die Gründung seines *Standard. Die Presse* wurde an diesem Abend dann vor der Tür verteilt, Guerillamarケティング, das er nicht so charmant fand. Ebenso wenig wie die Werbelinie des künftigen Hauptkonkurrenten: „Das Vorbild“.

Aber zurück zur Kunst – die Medien und ihre aktuellen Sorgen waren thematisch bei dem Rundgang explizit ausgeklammert. Und jammern soll man vor solchen Werken ohnehin nicht.

„Die Rembrandts haben wir jetzt nicht gesehen.“ Zu konzentriert war das Gespräch. Und zu rasch müssen wir beide in die Zeitungen zurück.

„Die Rembrandts haben wir jetzt nicht gesehen.“ Zu konzentriert war das Gespräch. Und zu rasch müssen wir beide in die Zeitungen zurück.





FOTO © ULLSTEIN-DPA/ULLSTEIN BILD/PICTUREDESK.COM

Unterwegs zur Front auf den Golanhöhen werden israelische Soldaten von der Bevölkerung mit Verpflegung versorgt.

Fatale Überheblichkeit

Vor 40 Jahren begann mit einem Überraschungsangriff Ägyptens und Syriens auf dem Sinai und den Golanhöhen der Jom-Kippur-Krieg. Ein Rückblick.

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM

Am Jom Kippur, dem heiligsten Feiertag des Judentums, steht Israel traditionell still. Es gibt keinerlei Straßenverkehr. Radio und Fernsehen schweigen. Das gesamte gesellschaftliche Leben ruht. Jedermann ist zu Hause oder in der Synagoge. Am frühen Nachmittag des 6. Oktober 1973 – dem Jom Kippur des Jahres 5734 nach jüdischer Zeitrechnung – griff eine Staatenkoalition unter Führung Ägyptens und Syriens den jüdischen Staat gleichzeitig von Nordosten und Südwesten her an. Die israelische Regierung zeigte sich völlig überrascht.

Als knapp drei Wochen später ein Waffenstillstand in Kraft trat, waren 2.656 israelische und Schätzungen zufolge bis zu 18.500 arabische Soldaten tot. Mehr als 40.000 Menschen waren verletzt. Damit ist der Jom-Kippur-Krieg der bislang blutigste arabisch-israelische Waffengang.

Im Rückblick war dieser vierte Nahostkrieg nicht nur ein prägender Schock für die israelische Gesellschaft, sondern öffnete auch die Tür für den ägyptisch-israelischen Friedensvertrag und die formelle Anerkennung des jüdischen Staates seitens

einiger seiner arabischen Nachbarn. Im Oktober jährt sich dieses Ereignis zum 40. Mal.

Zeitzeuge: Jossi Bar Kochba

Hauptgangssprache in French Hill scheint Arabisch zu sein. Mein Gesprächspartner bittet mich, von der „milchigen“ Pizzeria, in der ich gerade noch einen Caffelatte genossen hatte, in die „neutrale“ Bäckerei zehn Meter weiter umzuziehen. Er hält sich streng an die jüdischen Speisegebote und möchte unmittelbar vor dem „fleischigen“ Mittagessen nichts „Milchiges“ zu sich nehmen. „Ismail!“,

Am frühen Nachmittag des 6. Oktober 1973 – dem Jom Kippur des Jahres 5734 nach jüdischer Zeitrechnung – griff eine Staatenkoalition unter Führung Ägyptens und Syriens den jüdischen Staat gleichzeitig von Nordosten und Südwesten her an. Die israelische Regierung zeigte sich völlig überrascht.

bestellt er lautstark auf Arabisch und zieht den Stuhl vom Tisch zurück: „Zwei schwarze Kaffee ohne Zucker, bitte – und bring uns Gebäck!“

Der Jerusalemer Stadtteil French Hill ist nach Ansicht der EU eine „illegale jüdische Siedlung“. Ismail kommt, wie seine Kollegen in den benachbarten Läden und der alte, traditionell gekleidete Araber, der einen Arm voll Ledergürtel feilbietet, aus dem palästinensischen Dorf Issawiye, nur wenige hundert Meter unterhalb des French Hill. Issawiye hat sich in den vergangenen vier Jahrzehnten unter israelischer Herrschaft kräftig ausgedehnt, so dass heute zwei Drittel des Ortes auf Gebiet liegen, das vor 1967 zu der Enklave um die Hebräische Universität auf dem Skopusberg, also zum Staat Israel gehörte – wie Google Earth jedem zeigt. In Sichtweite, gleich hinter Issawiye, beginnt das international heftig diskutierte Gebiet „E-1“, auf dem die Israelis bauen wollen, um Maale Adumim, die größte jüdische Siedlung im Westjordanland, mit Jerusalem zu verbinden. Aber diese komplizierten politischen Korrektheiten interessieren weder Ismail noch den Gürtelverkäufer – auch nicht meinen Gesprächspartner, Jossi Bar Kochba.

Bar Kochba ist am 1. Juli 1951 im Alter von neun Jahren mit seinen Eltern aus dem Norden des Irak nach Israel eingewandert. Schnell änderte er seinen Namen, „weil die Aschkenasen – die europäischen Juden – meinen ursprünglichen Namen doch nicht aussprechen können.“ Im militärischen Nachrichtendienst brachte er es bis zum Hauptmann: „In den Anfangsjahren des Staates waren alle Geheimdienste Israels von irakischen Juden dominiert. In meiner Einheit sprachen alle den Slang aus Bagdad. Alle sprachen Arabisch – außer dem Vizekommandeur, der war Aschkenase – aber deswegen trotzdem kein

Esell!“ Das zweideutige Lob für den Vizekommandeur ist symptomatisch dafür, was Bar Kochba gemeinhin von Aschkenasen hält. Dass die „mit ihren europäischen Köpfen“ nicht verstehen, wie ein Orientale tickt, hält er für einen der Hauptgründe des Nahostkonflikts.

„Eigentlich wollte ich nur nach Hause, duschen, die Zeitung lesen, bis es Zeit war, in die Synagoge zu gehen“, erinnert sich Jossi Bar Kochba an den Vorabend des Jom Kippur im Oktober 1973. Er arbeitete damals in der Militärverwaltung in Ramallah, wo er es letztlich bis zum Gouverneur bringen sollte. „Doch dann rief mich der Stellvertreter des Gouverneurs. Ich solle bleiben. Begründung: Es gibt Krieg!“ – „Ya’ani“, sinniert Bar Kochba in einem seltsamen Gemisch aus Hebräisch und Arabisch, „wenn ich kleine Schraube im großen Getriebe das um 10 Uhr wusste, dann wusste das mein Vorgesetzter schon um 9 Uhr – und der Generalstab um 7 Uhr... – offiziell brach der Krieg aber erst am darauf folgenden Tag um 14 Uhr aus ...?!“

„Ende des dritten Tempels“

Tatsächlich hatte es mehr als genug Warnungen im Vorfeld des Krieges gegeben. Bar Kochbas Kollege im militärischen Nachrichtendienst, Leutnant Benjamin Siman-Tov, hatte in der Woche davor anhand von Luftaufnahmen ägyptische Manöver als Kriegsvorbereitungen enttarnt. „Sie haben ihn einfach rausgeworfen“, weiß Bar Kochba. Auch der Hinweis, dass die Gleichzeitigkeit ägyptischer und syrischer Manöver verdächtig sei, überzeugte nicht. Dann ließ Aschraf Marwan, Schwiegersohn des drei Jahre zuvor verstorbenen ägyptischen Präsidenten Gamal Abdel Nasser, der für den Mossad arbeitete, Israel wissen, ein Angriff stehe unmittelbar bevor. Und schließlich war König Hussein von Jordanien in der letzten Septemberwoche heimlich nach Isra-

el gekommen, um Premierministerin Golda Meir persönlich zu warnen.

Als dann am heiligsten Tag des Judentums Ägypten, Syrien, der Irak und Jordanien mit Unterstützung durch die Sowjetunion, Algerien, Kuba, Kuwait, den Libanon, Libyen, Nordkorea, Pakistan, Saudi-Arabien und Tunesien auf den Golanhöhen und am Suezkanal die Offensive begannen, stand Israel mit dem Rücken zu Wand. In den Wochen vor dem Krieg hatte Ägyptens Präsident Anwar el Sadat gar behauptet, eine Koalition von über hundert Staaten hinter sich zu haben. Erstmals in der Geschichte stellten sich Großbritannien und Frankreich im UN-Sicherheitsrat auf die Seite der Araber.

Auf den Golanhöhen legten Panzerkommandeure wie Avigdor Kahalani und Zvika Greengold, die mit 15 Panzern drei syrische Brigaden aufhielten, die Grundlage für Legenden. Erstmals fielen hunderte von Israelis in die Hände der Ägypter und Syrer. Schlimmste Befürchtungen bewahrheiteten sich: Die Syrer ignorierten die Genfer Konventionen, folterten und töteten viele der Kriegsgefangenen. Im Dezember 1973 brüstete sich der syrische Verteidigungsminister Mustafa Tlass gar vor der Nationalversammlung seines Landes, einem Soldaten die Medaille der Republik dafür verliehen zu haben, dass er 28 israelische Gefangene mit einer Axt erschlagen habe.

Tatsächlich war die militärische Lage in den ersten Kriegstagen so kritisch, dass der israelische Verteidigungsminister Mosche Dajan in der Nacht vom 8. auf den 9. Oktober seiner Premierministerin mitteilte: „Dies ist das Ende des dritten Tempels!“ „Tempel“ war das Codewort für Atomwaffen. Golda Meir gab grünes Licht für die Installation taktischer Nuklearwaffen. Als die Amerikaner davon erfuhren,

Jossi Bar Kochba erinnert sich gut an die deprimierte Stimmung der ersten Tage – und an eine eigenartige Situation: „Da kam am Dienstag ein Priester aus Bir Seit zu mir: ‚Warum bist du traurig?‘ – Ich fragte mich, was ich einem arabischen Priester in so einer Situation antworten solle und sagte: ‚Nein, nein, ich bin nicht traurig!‘ – Sagt er zu mir: ‚Morgen werdet ihr siegen! Das steht schon im Buch des Propheten Jesaja ...‘“

ordneten sie eine Luftbrücke an, die alle materiellen Verluste Israels ersetzen sollte. Außer Portugal und den Niederlanden verweigerte ganz Europa den Flugzeugen dieser Luftbrücke die Zwischenlandung. Nur knapp wurde eine Eskalation zwischen den Großmächten USA und UdSSR vermieden.

Jossi Bar Kochba erinnert sich gut an die deprimierte Stimmung der ersten Tage – und an eine eigenartige Situation: „Da kam am Dienstag ein Priester aus Bir Seit zu mir: ‚Warum bist du traurig?‘ – Ich fragte mich, was ich einem arabischen Priester in so einer Situation antworten solle und sagte: ‚Nein, nein, ich bin nicht traurig!‘ – Sagt er zu mir: ‚Morgen werdet ihr siegen! Das steht schon im Buch des Propheten Jesaja ...‘“ Bar Kochba lacht – und der Zweifel von damals steht ihm noch heute ins Gesicht geschrieben –, gibt aber zu: „Immerhin hat dieser arabische Priester mich aufgebaut.“ Zwei Tage später, am Donnerstag, stand der arabische Priester wieder da. Auf dem Schlachtfeld hatte sich inzwischen das Blatt gewendet. Er lachte und meinte: „Ich hatte recht, nicht wahr? Ihr werdet siegen. Siehst du!“ Der gläubige Jude scheint bis heute ambivalent gegenüber derartigen Aussagen von Christen, aber: „Das hat mir einfach in der Seele gut getan.“

Krieg der Generäle

Schon während der ersten Tage des Jom-Kippur-Krieges zeichnete sich intern ein „Krieg der Generäle“ Israels ab. Meinungsverschiedenheiten werden in der israelischen Gesellschaft schonungslos ausgetragen. So auch der Zwist zwischen dem Kommandeur des Südabschnitts, Generalmajor Schmuel „Gorodisch“ Gonen und Generalmajor Ariel „Arik“ Scharon, dem Kommandeur der Panzerdivision 143, die im Sinai operierte. Scharon war Vorgänger Gonens als Befehls-



Ägyptische Pontonbrücke über den Suezkanal, von der ägyptischen Seite aus gesehen.

haber des Südabschnitts gewesen. Offensichtlich hatte „Gorodisch“ keine Chance, den dickköpfigen „Arik“ in den Griff zu bekommen. Bar Kochba meint im Rückblick: „Gonen war ein Esel. Gerade mal vier Monate im Amt, hätte er bei Kriegsausbruch ein Mann sein und zugeben sollen, dass Scharon kompetenter war – und ihm das Kommando übergeben sollen.“

Nach dem Krieg untersuchte eine Kommission unter Vorsitz von Schimon Agranat, Präsident des israelischen Höchstgerichts, das Geschehen. Es entbrannte ein „Krieg der Zeitungen“ um das Versagen von Politikern und Militärs, und das Ringen um die Aufarbeitung und das Vermächtnis des Jom-Kippur-Krieges geht bis heute weiter. Neu aufgetauchte Tonbandaufzeichnungen wirbeln Staub auf, bringen aber kaum mehr als eine Auffrischung der Erinnerung an altbekannte Stimmen kommandierender Offiziere. Vor zehn Jahren machte der Vorwurf die Runde, eine revisionistische Geschichtsschreibung wolle das Image des vom General zum Politiker mutierten Ariel Scharon aufbessern. Klar bleibt nur: Der Überraschungsangriff hätte nie-

mals gelingen dürfen. Die Vorzeichen waren unübersehbar und klar.

Auf die Frage, wie Israel 1973 trotzdem überrascht werden konnte, hat der ehemalige Militärgouverneur und fromme Jude Bar Kochba eine unkonventionelle Antwort: „Der Heilige, gelobt sei Er, hat uns alle geblendet, damit wir zur Vernunft kommen. Nach dem überragenden Sieg von 1967, als wir drei arabische Staaten besiegten und Gebiete eroberten, von denen niemand zu träumen wagte, waren wir euphorisch, wurden überheblich und arrogant. Wir haben die Araber verachtet und geringgeschätzt. Deshalb hat Gott uns mit Dummheit geschlagen. Araber denken anders, sind deshalb aber noch lange nicht dumm.“ Auf die Frage, ob die israelische Gesellschaft die Lektion des Jom-Kippur-Krieges gelernt habe, winkt Bar Kochba kritisch deprimiert ab. Aber immerhin hat der politische und strategische Gewinn, den vor allem Ägypten aus diesem Krieg gezogen hat, die Tür für vierzig Jahre Ruhe im Süden geöffnet – wenn gleich diese Ruhe heute durch den „Arabischen Frühling“ von Neuem auf dem Spiel steht.

FOTO © BUCHALLA, CARL E./SZ-PHOTO/PICTUREDESK.COM

Sechs Medaillen in Tel Aviv

Es gibt noch österreichische Erfolge im Sport. Bei der Makkabiade standen zwei Österreicherinnen, wohlgemerkt, sogar ganz oben.

VON FRITZ NEUMANN

Tel Aviv, wenn man so will, ist nicht London geworden. Dabei haben an der jüngsten Makkabiade, die sich u. a. auch über Jerusalem und Haifa erstreckte, weit weniger Österreicher teilgenommen als an den Olympischen Sommerspielen 2012. Während in London siebzig Sportler ohne Medaille geblieben waren, sorgten zwölf Österreicher bei der

Makkabiade für zweimal Gold, zweimal Silber und zweimal Bronze. Wobei man vielleicht eingestehen muss, dass es auch hier um den Nachwuchs nicht allzu gut bestellt ist, wurden die Erfolge doch samt und sonders in Masters-Bewerben eingefahren. Und dort tummeln sich schon relativ, sagen wir, routinierte Sportlerinnen und Sportler.

Gold für Österreich gab es im Golf durch die Salzburgerin Joyce Rohmoser und im Tennis durch die in Houston, Texas, lebende Linzerin Heidi Gerger Wozasek. Gleich zwei Silbermedaillen holte der Brustschwimmer Thomas Neufeld, zwei drittplatzierte Tennis-Doppel rundeten die Bilanz ab. Gerger Wozasek, die gemeinsam mit der Kanadierin



Eröffnungszeremonie der 19. Makkabiade



Das österreichische Team

Bronzemedaille im Tennis-Doppel:
Martin Engelberg (r.) und Ronald Sinai

Andrea Kraus antrat, gewann die eine Bronzene, und auch die andere ging nicht auf irgendein Konto, sondern auf jenes von NU-Herausgeber Martin Engelberg und Ronald Sinai, die ebenfalls in der Altersklasse 50+ reüssierten. Es war dies einer von ganz wenigen Bewerben, in denen Israel ohne eine einzige Medaille blieb.

10.000 Athleten aus 77 Nationen

In den drei Medaillenspiegeln (Offene Klasse, Masters, Junioren) feierte Israel nämlich drei ganz überlegene Siege. Als Pars pro toto sei die Masters-Bilanz genannt. Israel holte 98 Mal Gold, 74 Mal Silber und 79 Mal Bronze, ließ die zweitplatzierten USA (40/36/25) klar hinter sich. Die israelische Überlegenheit hatte mit der Leistungskraft der Sportlerinnen und Sportler, aber auch mit ihrer An-

zahl zu tun, denn Israel stellte das mit Abstand größte Team. Insgesamt nahmen 10.000 Athleten aus 77 Nationen an der 19. Auflage der Makkabiade teil, deren Premiere 1932 in Tel Aviv ausgetragen wurde. Seit 1953 finden die Spiele alle vier Jahre in Israel statt, jeweils zwei Jahre danach steigt, also ebenfalls im Vierjahresrhythmus, die sogenannte Europäische Makkabiade, die zuletzt (2011) in Wien stattfand.

Die Masters-Wertung war, wie gesagt, aktuell die einzige, in der auch Österreich angeschrieben hat. Wobei intensive NU-Recherchen ergeben haben, dass den Veranstaltern im abschließenden Medaillenspiegel ein Fehler unterlaufen ist. Dort wurde aus einer österreichischen Goldenen eine Silberne, was letztlich den 13.

Platz ergab. Bei korrekter Zählung wäre sich Rang elf für die routinierten Österreicher ausgegangen. Auf einen offiziellen Einspruch gegen die Wertung wird aber verzichtet, also behalten Frankreich und Hongkong die Plätze elf und zwölf.

Prominentestes österreichisches Teammitglied war der Schwimmer Markus Rogan, er trat insbesondere als Fahnenträger bei der Eröffnung in Jerusalem in Erscheinung. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Rogan bei künftigen Makkabiaden auch Schwimmbewerbe bestreitet. Möglicherweise gibt er aber auch im Hinblick auf die Olympischen Spiele 2016 (Rio de Janeiro) ein Comeback im Wettkampfsport. Rio soll schließlich nicht London werden. Sondern schon eher Tel Aviv.

„Es geht darum, die Leute nach Wien zurückzubringen“

Seit 1989 besuchten rund 3.000 vertriebene Wiener Jüdinnen und Juden auf Einladung des Jewish Welcome Service ihre Heimatstadt. **NU** sprach mit der Generalsekretärin Susanne Traunek über ihre Arbeit mit Leon Zelman, die Zukunft der Organisation und den heuer erstmals verliehenen Leon-Zelman-Preis.

VON DAVID RENNERT

„Ich habe mein Leben darauf konzentriert, der Welt zu zeigen, dass hier eine kosmopolitische Situation entstehen kann, wozu die Möglichkeit der Entfaltung einer jüdischen Gemeinde gehört“, schrieb Leon Zelman (1928–2007) in seiner 1995 erschienen Autobiographie *Ein Leben nach dem Überleben* (Aufgezeichnet von Armin Thurnher. Kremayr & Scheriau, Wien 1995). Mit „hier“ meinte er das Wien nach der Shoah, dessen einstmals blühende Jüdische Gemeinde nach Kriegsende gerade einmal wenige hundert Mitglieder zählte.

Zelman, geboren 1928 im polnischen Szczekociny, hatte selbst die Schrecken der Naziherrschaft erlebt – und als einziger in seiner Familie überlebt. Im Alter von zwölf Jahren wurde er mit seiner Familie in das Ghetto Łódź deportiert, 1944 kam er zusammen mit seinem jüngeren Bruder nach Auschwitz. Nur Leon überlebte. Er wurde weiter in die KZ Groß-Rosen, Mauthausen und Ebensee deportiert, wo ihn 1945 die US-Army befreite. Nach längeren Krankenhausaufenthalten kam Zelman 1946 schließlich nach Wien – in jene Stadt, die fortan Mittelpunkt seines Lebens und Wirkens werden sollte.

Gesten der Versöhnung

Betrachtet man das Lebenswerk des Publizisten und Gründers des *Jewish Welcome Service Vienna (JWSV)*, erscheint sein Einsatz für den Dialog zwischen Österreich und den Opfern der NS-Verfolgung wie ein roter Faden: Als Funktionär der Jüdischen Hochschülerschaft und Mitbegründer der Zeitschrift *Das Jüdische Echo* thematisierte er den Umgang der jungen Zweiten Republik mit Opfern und Vertriebenen der Shoah – lange bevor das offizielle Österreich zur Mitschuld an den Verbrechen Stellung nahm. Seit den 1960er-Jahren im

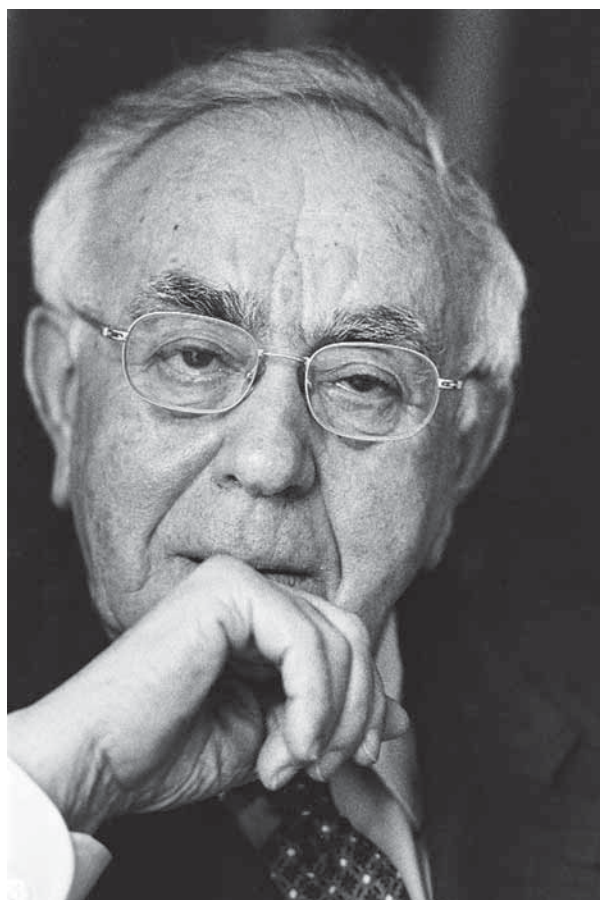


FOTO © HERBERT CORN

Leon Zelman (1928–2007) machte sich den Dialog zwischen der Stadt Wien und vertriebenen Wiener Jüdinnen und Juden zur Lebensaufgabe.

Als Funktionär der jüdischen Hochschülerschaft und Mitbegründer der Zeitschrift *Das Jüdische Echo* thematisierte Leon Zelman den Umgang der jungen Zweiten Republik mit Opfern und Vertriebenen der Shoah – lange bevor das offizielle Österreich zur Mitschuld an den Verbrechen Stellung nahm.

damals staatlichen Österreichischen Verkehrsbüro mit dem Aufbau des Israel-Tourismus beschäftigt, erkannte er bald das Interesse vertriebener Wienerinnen und Wiener an ihrer einstigen Heimatstadt – und die damit verbundenen Vorbehalte, Ängste und emotionalen wie finanziellen Schwierigkeiten.

Zelmans Idee, eine Versöhnung zwischen der Stadt und den vertriebenen Jüdinnen und Juden zu fördern, führte 1980 mit Unterstützung des damaligen Wiener Bürgermeisters Leopold Gratz zur Gründung des JWSV. Seit 1989 lädt die Organisation, deren langjähriger Leiter Zelman war, Vertriebene und deren Nachkommen aus aller Welt nach Wien ein. Rund 3.000 ehemalige Wienerinnen und Wiener folgten dieser Einladung bisher.

„Verdrängen, um hier leben zu können“

„Die Arbeit hatte für Leon Zelman, glaube ich, eine Art therapeutischen Effekt“, erzählt Susanne Trauneck, Generalsekretärin des JWSV. „Er war, wie viele andere auch, immer getrieben von Schuldgefühlen, die Shoah

überlebt zu haben. Es ging ihm sicher einerseits um die Begegnung mit anderen Überlebenden, aber natürlich auch darum, zu zeigen, dass man hier in dieser Stadt – in Wien – als Jude wieder leben kann, es wieder jüdisches Leben gibt. Gleichzeitig musste er aber natürlich vieles verdrängen, um tatsächlich hier leben zu können.“

Trauneck arbeitet seit 1996 beim JWSV, bis zu dessen Tod 2007 an Zelmans Seite. „Die Arbeit mit ihm war niemals fad, oft zwischen Lachen und Weinen. Er war, obwohl er immer seine Lebensgeschichte mit sich herumgetragen hat, auch ein sehr witziger, oft lustiger Mensch“, erinnert sie sich im Gespräch mit NU.

Späte Spurensuche

„Es geht mir darum, die kleinen Leute, die vielleicht gar nicht das Geld für eine Reise hatten, nach Wien zurückzubringen“, liest man in Zelmans Biographie. Die zweite und dritte Generation war dabei von Anfang an mit einbezogen. „Viele kommen mit ihren Kindern und Enkelkindern, und diese gemeinsame Erfahrung,

die gemeinsame Spurensuche ist für die Familien immens wichtig“, sagt Trauneck. „Oft entscheiden sich Leute ja erst sehr spät zu so einer Reise. Und natürlich ist es so, je älter die Menschen werden, desto weniger können kommen. Heute ist gerade das Interesse sogenannter ‚Child Survivors‘ groß, aber auch jener Personen, die während der Flucht oder im Exil geboren sind.“

Das JWSV organisiert die Wienreisen für jeweils eine Woche und bietet den Gästen ein strukturiertes Rahmenprogramm an. Am ersten Abend gibt es ein gemeinsames Welcome Dinner, wo oft besonders viele Erinnerungen und Emotionen hochkommen. Das Zusammentreffen mit anderen Menschen mit ähnlichen Lebensgeschichten sei für die Betroffenen sehr wichtig, erzählt Trauneck. Im Lauf der Woche stehen dann einige offizielle Termine auf dem Programm: Tradition haben mittlerweile die „Wiener Jause“ im Rathaus, ein Besuch beim Bundespräsidenten und manchmal auch im Bundeskanzleramt. Die offizielle Wahrnehmung sei auch für die Nachkommen der Vertriebenen sehr wichtig, gerade für die zweite Generation, die dem Land Österreich und dessen Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit oft besonders kritisch gegenüberstehen würden, so die Generalsekretärin.

Zeitzeugengespräche

Neben einem touristischen und kulturellen Programm sind auch Informationsveranstaltungen in Zusammenarbeit mit dem psychosozialen Zentrum ESRA ein Fixpunkt. Dabei wird den Gästen Hilfe und Beratung in sozialrechtlicher Hinsicht, aber auch bezüglich der Wiedererlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft angeboten. Letzteres sei in den vergangenen Jahren auch zunehmend für die Nachkommen Überlebender ein wichtiges Thema geworden.

Drei Generationen: Vertriebene Jüdinnen und Juden besuchen auf Einladung des JWSV mit ihren Kindern und Enkelkindern ihre Heimatstadt Wien.



FOTO ©PID/SCHAUB-WALZER

Zelmans Idee, eine Versöhnung zwischen der Stadt und den vertriebenen Jüdinnen und Juden zu fördern, führte 1980 mit Unterstützung des damaligen Wiener Bürgermeisters Leopold Gratz zur Gründung des JWSV. Seit 1989 lädt die Organisation Vertriebene und deren Nachkommen aus aller Welt nach Wien ein.

Viele Leute hätten über das Programm hinaus Pläne für ihren Aufenthalt. „Wir bekommen oft schon im Vorfeld Anfragen von Familien, die in Wien Spuren ihrer Vergangenheit suchen wollen. Manche Überlebenden möchten auch als Zeitzeugen in Schulen sprechen, ihre Erfahrungen als jüdische Schüler in der NS-Zeit den Kindern in Wiener Schulen mitteilen“, erzählt Trauneck.

Dass die – seit der Vertreibung oftmals erste – Reise nach Wien für Überlebende eine psychische Ausnahme-situation darstellt, ist wenig überraschend. Auch in dieser Hinsicht ist die Einbindung der ESRA für Trauneck unverzichtbar. Auch die gemeinsame Erfahrung in der Gruppe und mit der Familie sei aus psychologischer Sicht sehr wichtig. „So schmerzhaft die Reise in die Vergangenheit auch sein kann, ist sie für Betroffene oft auch eine Form von Therapie“, so Trauneck.

Neue Projekte

Auch junge jüdische Menschen entwickeln zunehmend Interesse an Reisen nach Wien. Seit einigen Jahren kooperiert der JWSV mit der jüdischen Studentenorganisation Hillel Canada und dem American Jewish Committee. In Zusammenarbeit mit diesen Organisationen werden Projekte in Form von Studienreisen organisiert, einen Teil der Kosten übernehmen die Kooperationspartner. Manche der Teilnehmer an diesen Projekten haben Wurzeln in Wien, andere einfach persönliches oder professionelles Interesse an Österreich. Auch die Arbeit der österreichischen Trägervereine für Auslandszivilisten, des Vereins Gedenkdienst und des Vereins Österreichischer Auslandsdienst, spielt für die Organisation dieser Reisen eine wichtige Rolle. Projekte dieser Art sollen in den nächsten Jahren ausgebaut werden: „Das ist sicherlich ein Teil unserer Zukunft,



FOTO ©PID/SCHAUB-WALZER

Der erste Leon-Zelman-Preis wurde im Juni dieses Jahres an den Verein Gedenkdienst verliehen. Im Bild: Stadtrat Michael Ludwig, Adalbert Wagner, Obmann des Vereins Gedenkdienst, und Susanne Trauneck, Generalsekretärin des Jewish Welcome Service Vienna.

wir sehen, dass Interesse da ist“, sagt Trauneck.

Leon-Zelman-Preis für den Verein Gedenkdienst

Für seine Arbeit im Gedenken an die Opfer der Shoah und sein Engagement gegen Rassismus und Antisemitismus erhielt der Verein Gedenkdienst im Juni dieses Jahres übrigens den ersten Leon-Zelman-Preis. Auf Anregung des Wiener Stadtrates für Kultur und Wissenschaft, Andreas Mailath-Pokorny, soll die mit 5.000 Euro dotierte Auszeichnung im Gedenken an Leon Zelman und sein langjähriges Wirken fortan jährlich verliehen werden. „Der Preis wird an Organisationen und Institutionen vergeben, die sich aktiv für die Erinnerung an die Shoah, aber auch den Dialog zwischen Österreich und den Opfern der NS-Verfolgung und deren Nachkommen einsetzen“, erklärt Trauneck.

In ihrer Laudatio zur Preisverleihung betonte die Historikerin Heidemarie

Uhl die Rolle der Gedenkdienstler als Botschafter eines neuen Österreich: „Das Engagement für die Überlebenden des Holocaust, für die Bewahrung ihrer Erfahrungsgeschichte und für die Vermittlung und Weitergabe an die nächste Generation verbindet die österreichischen Gedenkdienstler mit dem Lebenswerk von Leon Zelman.“

Susanne Trauneck bereitet indes die Ankunft der nächsten Gruppe vertriebener Wienerinnen und Wiener vor, die in der zweiten Oktoberwoche unter anderem aus Israel, Australien, den USA und England anreisen werden. Eine Dame, die 1939 mit dem Kindertransport nach England flüchtete, hat bereits angemeldet, Kindern ihre Geschichte erzählen zu wollen. In ein paar Jahren wird es keine Zeitzeugengespräche mit Überlebenden der Shoah mehr geben können, sagt Trauneck. „Aber es gibt noch viele, die unbedingt kommen wollen, und so lange wir finanzielle Mittel haben, werden wir sie auch einladen.“



Gabriel Borochoy und Familie

wünschen allen
Freunden und Kunden
ein glückliches Neues Jahr



Gertner Immobilien GmbH

PALAIS SCHÖNBURG

DIE RESIDENZ FÜR IHRE EVENTS
<http://www.palais-schoenburg.at>

wünscht allen Geschäftspartnern
und Freunden des Hauses
ein schönes Neues Jahr

Ambulatorium Helia Betriebs-GmbH

Dr. Hava Bugajer

wünscht allen
PatientInnen und FreundInnen
alles Gute für das Neue Jahr

Mag. Julius Dem, MBA

Allg. beeideter und gerichtlich
zertifizierter Dolmetscher
für Hebräisch

wünscht allen Verwandten,
Freunden und Kunden
ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

Elisabeth und Felix Dvorak

wünschen allen Freunden
ein glückliches, gesundes und
friedliches Neues Jahr

Schana Tova

wünschen
Marika und Paul Lichter

Agentur Glanzlichter
Trattnerhof 2, 1010 Wien



Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 150
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0



NEU: Doppellehre IT-TechnikerIn u. SystemtechnikerIn
Lehrgang zur Tagesmutter/ zum Tagesvater

Begabungsförderung 2. Lehrabschluss, Einzeltutorien

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:

- Bürokaufmann/frau
- IT-Technik
- Orthopädietechnik

Einjähriger Berufsorientierungslehrgang (9. Schuljahr)

Tages- und Abundlehrgänge für Ihre berufliche Praxis
(Sprachen, Buchhaltung u. Kostenrechnung, EDV)

Kompetenzzentrum für Berufsorientierung und
berufliche Integration

Sichern Sie sich Ihren Platz!
01/33106/150

**Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ
wünschen Ihnen allen Shana tova u'mevorachat!**



בס"ד

„Die Armen seines Hauses kommen vor den Armen seiner Stadt“ und die Armen seiner Stadt kommen vor den Armen einer anderen Stadt“
Deut., 15. 11

Die Vorstandsmitglieder Nora Biniashwili, Renate Erbst, Marika Haraszti, Rosina Kohn, Mag. Hanna Morgenstern, Charlotte Sauer, Elisabeth Wessely sowie Mag. Daniela Haraszti

wünschen ein glückliches Neues Jahr 5774

שנה טובה ומבורכת

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen.

Bitte helfen Sie uns alle Menschen zu unterstützen, welche sich nicht einmal zu den kommenden hohen Feiertagen genügend Grundnahrungsmittel kaufen können!

A-1010 Wien, Seitenstettengasse 4 Telefon: 0699 125 99 333 ZVR Zahl: 175663083 E-Mail: ohel-rachel@chello.at; info@ohel-rachel.at Home: www.ohel-rachel.at

Dr. Timothy Smolka
und
Dr. Franziska Smolka
und



Wiener Jüdischer Chor

wünschen allen Freunden und Bekannten schöne Feiertage und Schana Tova ve metuka



AWP ARCHITEKT
WEINMANN
& PARTNER

ZIVILTECHNIKERGESELLSCHAFT M B H

Im Werd 6/31, A-1020 Wien - +43 1 212 72 96 (Fax DW19)

e-mail: office@weinmann.at - web: www.weinmann.at

wünschen allen Freunden und Kunden
schöne Feiertage

Die Familien

Dr. Walter und
Prof. Dr. Mostbeck

wünschen allen Freunden
und Verwandten ein
glückliches Neues Jahr

Jewish Welcome Service

wünscht allen Freunden und
Bekannten ein gutes Neues Jahr
www.jewish-welcome.at

שנה טובה

כתיבה וחתימה טובה



Familie Teichner entbietet allen
Freunden und Kunden zum Jahreswechsel
die besten Glückwünsche



Verpackung & Versand



Zum Neuen Jahr wünscht
Dana & Mag. Daniel Deutsch
alles Gute!

Zerbrechliche, sperrige oder
empfindliche Sendungen?
Überlassen Sie Verpackung und Versand
den Experten von MBE!

**Wir bieten Ihnen individuelle Lösungen für jeden Versand
und Verpackung.**

www.mbe-co.at

Gonzagagasse 16
1010 Wien
Tel. 01 533 81 07-18
works.boerse@chello.at

Walfischgasse 6
1010 Wien
Tel. 01 512 88 55
mbe.works@chello.at

Dresdnerstrasse 60
1200 Wien
Tel. 01 333 63 93-33
mbe0033@mbe.at

שנה טובה

Wir wünschen allen Verwandten und Freunden ein glückliches, gesundes und erfolgreiches Neues Jahr

Danielle und Martin Engelberg
Sammy, Rachel, Debbie

Romit Consulting GmbH

Graben 19, 1010 Wien

sowie

Familie Robert Herscovici

wünschen

שנה טובה

SOLIDIA Ges.m.b.H.

1220 Wien, Oberfeldgasse 42
wünscht allen Freunden
Schana Tova
Ruben, Neomi, Svetlana
u. Jossi Korab

Familie Lewkowicz

wünscht allen Verwandten und
Freunden ein
glückliches Neues Jahr

שנה טובה

כתיבה וחתימה טובה

Zu den Feiertagen die
besten Wünsche allen
Verwandten und Freunden
im In- und Ausland

Pierre Lopper und Familie

Rotenturmstraße 27/2a, 1010 Wien
Tel. 01/ 367 93 00
E-Mail: ploppe@chello.at

Salomonowitz | Horak*

* Rechtsanwälte – Attorneys at Law | Intellectual Property
Tuchlauben 18/9, A-1010 Wien
T: +43 (0) 5320404-0, F: +43 (0) 5320404-80
E: office@sh-ip.at, www.sh-ip.at

RA Dr. Thomas Fried

1010 Wien, Gonzagag. 11,
Tel: 01/533 04 33

wünscht allen Freunden,
Bekannten und Klienten
ein glückliches Neues Jahr



I.T.C-Reisen

ITC Reisen Heinestrasse 6, 1020 Wien

Tel.: +43 (0) 1 - 212 54 60, Fax: +43 (0) 1 - 212 54 60 40

E-Mail: itc@chello.at, Web: <http://www.itc-reisen.at>

ISRAEL
Austrian 
myHoliday
TEL AVIV ab **€259.-**

++ Begrenzte Sitzplatzanzahl ++ Ab und bis Wien ++
1) inklusive 2 Gepäckstücke á 23kg (bei bestimmten Tarifen)

WIR WÜNSCHEN ALLEN
SHANA TOWA WECHATIMA TOWAI

Die günstigsten Preise bekommt man nur
wenn man langfristig bucht!

z.B.

NEW YORK ab **€599.-** (nonstop)

MIAMI ab **€669.-**

LAS VEGAS ab **€799.-**

Rufen Sie uns an und vergleichen Sie FLÜGE /
HOTELS/ KREUZFAHRTEN / PAUSCHALREISEN
Günstige Business – Class: Hong Kong, New York,
Miami, usw.

Die Geschichte der Juden Belgiens

Das Jüdische Museum in Brüssel liegt in einem exotischen Viertel der europäischen Hauptstadt und stellt das Leben einer typischen jüdischen Gemeinde dar.

VON FRANZ PICHLER

Was kann einen Goj veranlassen, über ein jüdisches Museum zu schreiben? In den letzten 15 Jahren, die ich in Brüssel verbracht habe, hätte ich diese Frage mit den Worten „Sympathie, aber auch Neugierde“ beantwortet. In Brüssel, da war ich einer von hunderttausenden „Zinneke“, wörtlich ein „Bastard“, der mit einer anderen Sprache und Kultur oder sogar mit mehreren davon aufgewachsen ist. Voll Stolz feiern diese „Zinneke“ einmal im Jahr in bunten Kostümen ihr Anderssein.

In Wien hingegen ist „Anderssein“ negativ besetzt. Da bin ich zwar ein „Einheimischer“, ein im achten Bezirk Aufgewachsener, aber ich spüre das nagende Misstrauen meines Gegenübers. Die vier Gedenksteine vor meinem alten Wohnhaus erinnern mich daran, dass auch mein Haus einmal „anders“ war, dass die heutige Normalität bloß über die kleinen Denunziationen und die großen Verbrechen der Vergangenheit hinwegtäuschen soll.

Da ist es mir eine Freude, gegen die wienerischen Scheuklappen, die das Anderssein so erfolgreich ausblenden, anzuschreiben, das Lokale von seinen Mauern zu befreien, um zum Universellen vorzustößen. Zu diesem Universellen gehört das Judentum mit den vielen Wegen der



FOTO © MJB

Das Jüdische Museum von Belgien in der Rue des Minimes.

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 52 Satu Mare
NU 51 New York
NU 50 Venedig
NU 49 Amsterdam
NU 48 Istanbul
NU 47 Casablanca
NU 46 Wien

NU 45 Melbourne
NU 44 Eisenstadt
NU 43 Philadelphia
NU 42 Frankfurt
NU 41 Bratislava
NU 40 Rom
NU 39 Südafrika

NU 38 Oslo
NU 37 Sarajevo
NU 36 Barcelona
NU 35 Kopenhagen
NU 34 London
NU 33 Hohenems
NU 32 Buenos Aires

NU 31 Wien
NU 30 Basel
NU 29 Sydney
NU 28 München
NU 27 Berlin

jüdischen Migration und der Sesshaftwerdung jüdischer Einwanderer: Im Fall meiner Darstellung geht es um die jüdische Einwanderung nach Belgien.

Museum mit zwei Gebäuden

Das „Musée Juif de Belgique“ liegt in der Rue des Minimes, unterhalb des riesigen Justizpalastes. Das ganze Viertel heißt „Marolles“ und gehört zu den exotischsten Vierteln der europäischen Hauptstadt. Im Krieg fanden hier zahlreiche jüdische Flüchtlinge, darunter auch Österreicher, Unterschlupf. Die Flüchtlinge erfüllten die engen Gassen mit pulsierendem Leben. Eine kleine Stiege führt zur großen Synagoge von Brüssel. Das Jüdische Museum besteht aus zwei Gebäuden. Das der Rue des Minimes zugewendete Gebäude konzentriert sich auf die religiösen Traditionen in der Nachkriegszeit.

Das „Schul“ genannte Haus, ein modellgetreu nachgebautes kleines Bethaus, das auch dem Studium der Thora diente, befand sich in „Molenbeek“, einem von vielen Ausländern bewohnten Viertel von Brüssel. Am Beispiel dieses Stadtteiles werden die Einwanderung und das Leben einer typischen jüdischen Gemeinde gezeigt. Überquert man heute den Kanal, der Brüssel durchzieht, dann findet man in den abgewohnten und früher von Juden bewohnten Häusern Marokkaner oder Polen. Der vor kurzem zurückgetretene Bürgermeister der Gemeinde und ehemalige Innenminister war übrigens der Geschichtsprofessor meiner Frau. Seine Nähe zur arabisch- und afrikastämmigen Population, deren Vertreter als Gemeindepolitiker weithin sichtbar sind, war einigen seiner Parteifreunde ein Dorn im Auge.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Molenbeeks noch zur Hälfte von



Die „Schul“ von Molenbeek

Landwirtschaft geprägt. Mit dem Einzug von Dampfmaschinen nahm dann die Textilindustrie einen rasanten Aufschwung. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges zählte die Gemeinde, auch „Little Manchester“ genannt, insgesamt 70.000 Einwohner. Juden siedelten sich zuerst in und rund um einen aufgelassenen Bauernhof an, dann verstreuten sich die jüdischen Bewohner in der ganzen Gemeinde. Die Juden arbeiteten in 80 verschiedenen Berufen, im Handel, als Kellner, Schuster, Fleischer, Drucker oder Schneider. Es gab auch einige jüdische Dentisten und Buchhalter. Die Frauen arbeiteten vorwiegend im Haushalt, als Dienstmägde, Putzfrauen, einige als Gouvernanten. In dem von den Nazis geführten Judenregister der Gemeinde Molenbeek (1940–1945) finden sich die Namen von 541 Juden aus 17 verschiedenen Herkunftsländern. Sie kamen mehrheitlich aus Polen und Zentraleuropa, neun Personen stammten aus Österreich. Auf der Liste finden sich auch Juden sephardischer Herkunft, die Jahrhun-

derte in der Türkei ansässig waren und dann über Rumänien nach Belgien auswanderten. Sie siedelten sich unter anderem in der Rue Houzeau de Lehaie an, in der später das in der Ausstellung gezeigte Bethaus errichtet wurde.

Familiengeschichte Nouchim Kilimniks

Die Ausstellung präsentiert Familiengeschichten, die das religiöse und weltliche Leben der Juden in der Straße Houzeau vergegenwärtigen. Zum Beispiel die Familie von Nouchim Kilimnik. Nouchim stammt aus Russland, wo die Familie zwischen dem Ende des 18. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts mehrere Pogrome erlebt. Als der junge Nouchim 1910 vom russischen Militärdienst in seine Heimatstadt Hoshevata (heute Ukraine) zurückkehrt, findet er nur mehr sein zerstörtes Elternhaus vor. Er ergreift die Flucht, da das damalige Russland jungen Juden keine soziale Basis mehr bietet. 1912 erreicht Nouchim Paris, wo er 1917 eine französische Katholikin heiratet – undenkbar in Russland. Als die Arbeitsmöglichkeiten in der französischen Kautschukproduktion schwinden, hofft Nouchim ins „Land des Regens“, nach Belgien, zu übersiedeln. Er will dort einen Handel mit Regenmänteln aufziehen. Er erwartet sich mit Recht florierende Geschäfte, denn in der heutigen europäischen Hauptstadt gibt es Regen fast täglich, in vielfältigen Formen: als Tröpfeln und Nieseln, oder aber auch als plötzlichen Regenguss. Nouchim siedelt sich also mit seiner jungen Frau in der Rue Houzeau an, in der Nähe des zukünftigen Bethauses. Anfangs geht Nouchims Geschäft gut, doch am Ende des „großen Krieges“ (1914–18) bricht es zusammen. Trotzdem lässt Nouchim seine ganze Familie aus Russland nachkommen.

Das Jüdische Museum besteht aus zwei Gebäuden. Das der Rue des Minimes zugewendete Gebäude konzentriert sich auf die religiösen Traditionen in der Nachkriegszeit. Das „Schul“ genannte Haus, ein modellgetreu nachgebautes kleines Bethaus, das auch dem Studium der Thora diente, befand sich im Bezirk „Molenbeek“.

Im Jahre 1940 zerstört die Invasion der Wehrmacht die Idylle einer geeinten Familie. Am Tag nach der sogenannten Reichskristallnacht (9.–10. November 1938) gelingt dem zehnjährigen Leibish, einem in Berlin lebenden Verwandten, gemeinsam mit seiner älteren Schwester die Flucht nach Brüssel. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen im Mai 1940 flieht die ganze Familie Klimnik nach Bordeaux, von wo sie nach einigen Monaten, wie so viele Belgier, wieder nach Brüssel zurückkehrt. Einem Teil der Familie gelingt es, trotz der Nazi-Besatzung in Brüssel zu überleben. Fünf Familienmitglieder werden jedoch im Zuge einer groß angelegten Razzia deportiert und in Auschwitz ermordet. Zum Gedenken an die 1946 verstorbene Mutter Nouchims, die sich zu Tode grämt, wird deren kleines Wohnhaus in derselben Straße zu einem Bethaus umgebaut. Dieses Gebetshaus oder „Schul“ stellt das Zentrum der permanenten Ausstellung dar. In den heutigen Führungen werden neben Erklärungen zur Geschichte des Bethauses auch die religiösen Kultgegenstände erläutert, die das Leben

dieser kleinen Gemeinde verdeutlichen. Ein Foto in Großformat zeigt eine Bar Mizwa.

Im zweiten Teil der Ausstellung – im hinteren Teil des Hofes gelegen – werden jüdische Gräber, Begräbniszeremonien, sowie die Bruderschaft der letzten Dienste, „Chevra Kadischa“, gezeigt. Interessant waren für mich die Fotos von Gräbern, die auf dem Boden liegende Grabplatten oder Steine zeigen: Diese finden sich vor allem im Mittelmeerraum. Zum Unterschied dazu sind die jüdischen Gräber in Wien oder in Brüssel – etwa auf dem alten Friedhof von Uccle, am „Vieux Dieuweg“ gelegen – mit Grabplatten und aufrecht stehenden Grabsteinen ausgestattet. Ein weiterer Raum ist der Erklärung der auf den Gräbern befindlichen Symbole gewidmet. Auf einem der jüdischen Grabsteine sind Symbole der Freimaurerei zu entdecken.

Schließlich sind zwei große Räume der Tätigkeit der „Aktion Sühnezeichen Friedensdienst“ in Belgien gewidmet: Sehr berührend für den Be-

sucher aus Deutschland oder wie für mich aus Österreich sind die großformatigen Fotos junger Menschen, die der Restaurierung verfallener jüdischer Gräber einen Teil ihrer Ferien opfern. Diese Aktivität ist dem Leiter des Jüdischen Museums von Belgien, Philippe Pierret, zu verdanken, der neben seinen akademischen und organisatorischen Funktionen die Aktion Sühnezeichen Friedensdienst nach Belgien geholt hat – eine Aktion, die mir persönlich auch in Österreich gut gefallen würde.

Musée Juif de Belgique

Rue des Minimes 21, 1000 Bruxelles
www.new.mjb-jmb.org

Öffnungszeiten:
10 bis 17 Uhr
Montags geschlossen

Eintrittspreise:
Dauerausstellung EUR 5,-
(ermäßigt EUR 3,-)
Aktuelle Sonderausstellung EUR 8,-
(ermäßigt EUR 5,-)

Blick in das Jüdische Museum Brüssel



FOTO © MJB

FOTO © MJB/MELANIE MIRAKOVIC



W24

Mein Wien.

Die Stadt fernsehen.

Rund um die Uhr exklusiv im Kabelnetz der  **upc** und als Livestream auf w24.at

Der „Schachbaron“

Ignaz von Kolisch und die vergessenen Gräber der jüdischen Meister von Wien.

VON ANATOL VITOUCH

Ich erwarte Michael Ehn an einem Hochsommertag um neun Uhr Vormittag am Wiener Zentralfriedhof. „Treffen wir uns gleich bei Tor 1“, hat er gesagt, als wir uns verabredet haben, „und treffen wir uns früh, sonst wird es zu heiß.“ Ehn ist seines Zeichens Schachhistoriker, Inhaber des Fachgeschäfts „Schach und Spiele“ in der Gumpendorferstraße und nebenbei Co-Autor der renommierten Schachkolumne in der Wochenendausgabe des *Standard*. In seiner Freizeit begibt er sich regelmäßig zum Zentralfriedhof.

„Manchmal muss ich mich durch meterhohes Gras kämpfen“, erzählt Ehn, nachdem er aus der Straßebahn gestiegen ist und wir den alten jüdischen Teil des Friedhofs betreten haben. Auch Begegnungen mit Rehen sind hier an der Tagesordnung. Dass große Bereiche des ältesten und größten konfessionellen Teils des Friedhofs 1945 durch fehlgeleitete Fliegerbomben zerstört wurden, ist heute noch zu erkennen. Und auch die Aufzeichnungen darüber, wer hier vor der Nazizeit beigesetzt wurde, sind alles andere als vollständig. Ehn aber arbeitet unermüdlich daran, wenigstens die Liste der hier ruhenden jüdischen Schachmeister zu komplettieren.

„Manche Gräber sind schon so verfallen, das bricht einem das Herz“,

sagt er. Wir schlendern gerade eine der großen, aufgeräumten Friedhofsalleen entlang, auf denen es schwer vorstellbar ist, dass zwanzig Meter weiter rechts das Dickicht beginnt. „Von einigen Grabsteinen hab ich schnell noch die hebräische Inschrift abnotiert, bevor man sie gar nicht mehr wird lesen können. Aber bei den meisten ist es schon zu spät.“

„Who is Who“ der Schachkunst

Etwa fünfundzwanzig Namen umfasst die Liste der von Michael Ehn aufgespürten jüdischen Schachmeister-Gräber bis jetzt. Und sie liest sich wie ein „Who is Who“ der Schachkunst des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Einige der Namen



Das Wappen des Schachbarons: ein Schachbrett, zwei Figuren und ein Schlüssel

hat auch heute noch jeder Schachamateur im Ohr: Zum Beispiel jenen von Richard Réti (1898–1929), Vater der „hypermodernen“ Spielweise und einer der stärksten Spieler seiner Zeit; oder Markus Kann (1820–1886), Mitbegründer der gerade wieder sehr in Mode gekommenen Caro-Kann-Verteidigung (1.e4 c6 2.d4 d5); oder aber den Namen des aus Bukarest stammenden Adolf Albin (1848–1920), Erfinder von Albins Gegengambit (1.d4 d5 2.c4 e5!?), bis heute Schreckgespenst aller nach einem ruhigen Partieverlauf strebenden Weißspieler. Die Namen großer Meister wie Berthold Englisch (1851–1897), für 1881 auf Platz zwei der nachträglich berechneten Weltrangliste geführt, stehen neben denen kleinerer wie Philipp Meitner (1838–1910), Vater von Lise Meitner und Studienkollege des ersten Schachweltmeisters Wilhelm Steinitz.

Beeindruckt frage ich Michael Ehn, wie ihm all diese Funde gelungen sind. Wie man es von einem Historiker erwartet, hat er diverse schwer zugängliche Quellen zu den Biographien derjenigen Meister studiert, von denen er den Verdacht hatte, sie könnten hier zu finden sein. „Aber vieles war auch einfach nur Zufall“, sagt er. „Wenn man hier entlang spaziert und die Augen offen hält, dann stolpert man fast alle paar Me-

FOTO © A. VITOUCH

Ignaz von Kolisch betätigte sich fortan selbst als Schachmäzen, wurde 1881 vom kulturrainen Herzog von Sachsen-Meiningen in den Adelsstand erhoben und ließ sich in Wien nieder, wo er die liberale *Wiener Allgemeine Zeitung* kaufte, für die er selbst Artikel verfasste.

ter über einen aus der Schachliteratur bekannten Namen.“

Ignaz von Kolischs Grab

So kam es auch zur Entdeckung jenes Grabes, vor dem wir gerade stehen und an dem mein Begleiter mir als erstes ein ungewöhnliches Wappen präsentiert. „Das Wappen des Schachbarons“, sagt Michael Ehn. Es ist das Grab des aus Pressburg stammenden Barons Ignaz von Kolisch (1837–1889), und tatsächlich zeigt das Wappen ein Schachbrett und zwei Figuren, dazu einen Schlüssel, dessen Bedeutung selbst der studierte Historiker noch nicht herausgefunden hat.

Kolisch war unbestritten einer der allerstärksten Spieler seiner Zeit. 1867 gewann er das internationale Turnier im Rahmen der Weltausstellung in Paris vor Steinitz und Winawer. Der erste Preis bestand aus fünfhundert Francs in bar und einer Sèvres-Vase im Wert von 5.000 Francs, die von Kaiser Napoleon III. gestiftet wurde.

Große internationale Turniere fanden damals allerdings bestenfalls alle paar Jahre statt. Ob Kolisch seine napoleonische Vase versetzte, um sich ein Startkapital zu schaffen, ist nicht überliefert. In jedem Fall nützte er die neben dem Berufsschachspiel frei bleibende Zeit, um an der Pariser Börse ein Vermögen zu machen und freundete sich en passant mit dem späteren französischen Staatspräsident Jules Grévy sowie mit Baron Albert Rothschild an, der von 1872 an Präsident der Wiener Schachgesellschaft war.

Kolisch betätigte sich fortan selbst als Schachmäzen, wurde 1881 vom kulturrainen Herzog von Sachsen-Meiningen in den Adelsstand erhoben und ließ sich in Wien nieder, wo er die liberale *Wiener Allgemeine*



Baron Ignaz von Kolisch

Zeitung kaufte, für die er selbst Artikel verfasste und für die auch Alfred Polgar schrieb. „Ich habe in sechzig Jahren nur einen Schachspieler gesehen, der aus dem Schachspiel

Geld geholt und es auch bewahrt hat“, sagte der ungarische Großmeister Isidor Gunsberg einmal mit Bezug auf Kolisch. Michael Ehns Recherchen aber legen nahe, dass Kolisch sich mit dem Kauf der Zeitung finanziell ruinierte, am Ende also doch ein typisches Schachspielerschicksal erlitt.

„Kolischs Grab ist noch in relativ gutem Zustand, nur diese Säule ist schon einmal hinuntergefallen, dann hab ich sie wieder hinaufgestellt“, sagt Ehn. Er erzählt, dass der Wiener Schachverband möglicherweise für die Instandsetzung von ein paar Gräbern aufkommen werde. „Aber es gibt halt so viele!“, seufzt er. Wir machen uns auf den Weg zurück zum 1. Tor. „Sie schreiben also eine Serie über jüdische Schachmeister“, fragt Ehn zur Verabschiedung und ich bejahe. „Na, bis Sie da mit allen durch wären, gibt's die Zeitung, für die Sie schreiben, wahrscheinlich schon nicht mehr“, schmunzelt er, bevor er in seine Straßenbahn steigt.

Von Kolisch – Gastein, Wien 1859:

Der späromantische Baron in seinem Element! Mit welcher Zugfolge krönte Weiß einen unwiderstehlichen Angriff?

Auflösung in der nächsten Ausgabe von NU.



Auflösung aus NU Nr. 52:

Mit 28...Dc3+ 29.Ka4 b5+ 30.Kxb5 Dc4+ 31.Ka5 Ld8+ 32.Db6 Lxb6# setzte Lasker matt.



**JETZT
NEU!**



WZ SCHACH- NEWS APP

SUCHE

FÜR TURNIERE | SPIELER | PARTIEN

KALENDER | DATENBANK | SCHACH-SPIEL

Für folgende Betriebssysteme: *Apple: iPhone 3–5, iPad 1–4
Android: Smartphone und Tablett
(alle gängigen Modelle) ab 2.3*



A p p l e

WIENER ZEITUNG ■



A n d r o i d

Amy Winehouse – „I died a hundred times“

Doch in den Herzen ihrer Fans lebt die vor zwei Jahren verstorbene Londoner Sängerin.

VON AXEL REISERER, LONDON

FOTO ©: SAMIR HUSSEIN/PA PICTUREDESK.COM

Zum Erscheinungstermin dieser Ausgabe von NU wäre die Musikerin Amy Winehouse 30 Jahre alt geworden. Trotz ihres Todes vor zwei Jahren ist sie nicht in Vergessenheit geraten: Ihre beiden zu Lebzeiten veröffentlichten CDs *Frank* (2003) und *Back to Black* (2006) sind bis heute die zwei meistverkauften Alben des (noch jungen) Jahrhunderts in Großbritannien, die posthum veröffentlichte Zusammenstellung *Hidden Treasures* (2011) schoss in vielen Ländern der Welt auf die Nummer-1-Position der Charts, darunter auch in Österreich.

Dass Amy Winehouse in der Erinnerung vieler Menschen lebt, zeigte auch die Ausstellung „Amy Winehouse: A Family Portrait“ im Jewish Museum London. „Wir haben noch nie eine so erfolgreiche Schau gemacht“, erzählt Kuratorin Elizabeth Selby im Gespräch mit NU. Genaue Zahlen könne sie noch nicht nennen, aber: „Allein in der ersten vier Tagen hatten wir mehr Besucher als im gesamten Monat August des Vorjahrs“, sagt sie. Über die Schau wurden von Australien bis Kanada berichtet, und aus aller Welt liegen Ansuchen auf Ausleihen der Ausstellung vor – darunter auch aus dem Jüdischen Museum Wien.

Die Entscheidung, der Sängerin in einem jüdischen Museum zu gedenken, war nicht unumstritten. Winehouse hat nie verheimlicht, dass sie aus einer jüdischen Familie stammte. Aber ebenso wenig hat sie besonderes Aufheben darum gemacht. Sie und ihr Bruder Alex wurden nicht religiös erzogen. Es ist keine Aussage von ihr über ihr jüdisches Selbstverständnis überliefert, in der sie mehr sagt als: „Jüdisch zu sein bedeutet für mich, eine Familie zu sein.“

Entsprechend reagierten einige Kritiker skeptisch: „Amy Winehouse trug viele Beinamen, ‚Musikgenie‘, ‚Dro-

genopfer‘ oder ‚die Rehab-Sängerin‘, aber ‚gläubige Jüdin‘ war sicher nicht darunter“, schrieb Rachel Abraham in der *Financial Times*. „So kommt diese Ausstellung doch einigermaßen überraschend.“ Die israelische Zeitung *Ha'aretz* attestierte dem Museum einen „Geniestreich in Marketing“ und stellte die Frage: „Ist ein Star, der zu-

fällig jüdisch ist, ein jüdischer Star?“

Kuratorin Selby weist das zurück: „Wir reklamieren sie nicht als Jüdin.“ Die Familie sei an das Museum herangetreten, „weil wir in Camden sind und hier ihr Zuhause war.“ Das letzte Wohnhaus der Sängerin ist tatsächlich nur ein paar Meter von dem Mu-



FOTO ©: THE WINEHOUSE FAMILY

Die junge Amy am Balkon der Tante in Southgate

Die Entscheidung, der Sängerin in einem jüdischen Museum zu gedenken, war nicht unumstritten. Winehouse hat nie verheimlicht, dass sie aus einer jüdischen Familie stammte. Aber ebenso wenig hat sie besonderes Aufhebens darum gemacht.

seum in dem Nordlondoner Stadtteil entfernt. „Zunächst wollten sie uns ein Kleid von ihr schenken, dabei sind wir ins Gespräch gekommen und es hat sich rasch gezeigt, dass es hier eine Geschichte zu erzählen gibt.“ Bei der Gestaltung der Ausstellung habe sich die Familie „nicht viel dreinreden lassen“, sagt Selby. Federführend waren Bruder Alex, der heute gemeinsam mit Vater Mitch die Amy Winehouse Foundation für suchtkranke Jugendliche führt, und seine Frau Riva.

„Ihre Liebe zu ihrer Familie ging über alles“

Tatsächlich spricht die Ausstellung für sich selbst. Sie ist leise, nachdenklich und fast intim. Sie bettet eine große Musikerin, deren tragisches Leben weltweit Schlagzeilen machte, in den Rahmen ihrer Familie. Bruder Alex schreibt in seinem Begleittext zur Ausstellung: „Das ist kein Schrein oder eine Gedenkstätte für eine Verstorbene. Amy war wohl die berühmteste Person in unserer Familie, aber sie war nicht ihr Zentrum. Niemand von uns ist das. Wir sind eine Familie

mit einer bunten und bewegten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Kinder werden geboren, Menschen heiraten, sie werden alt (mögen sie lange leben) und dann sterben sie.“

Anhand von Erinnerungsstücken wird diese Geschichte nacherzählt und dargestellt. Zu sehen sind Kleidung (von ihrer Schuluniform bis zu ihrem Kleid auf dem Glastonbury-Festival 2008), Schallplatten (von Duke Ellington bis Carole King, „die meisten hat sie mir gestohlen“, merkt der Bruder an), Bücher (von Snoopy bis zu Nabokov-Briefen; „sie hat gut verborgen, wie viel sie eigentlich wusste“, meint der Bruder) und Familienfotos. Besonders bewegend ist ein Koffer voller

Aufnahmen von Familienmitgliedern und Freunden. „Das ist lebendige Erinnerung“, meint Selby.

Der Besucher denkt unweigerlich aber auch an die jüdischen Flüchtlinge, die oft mit nicht mehr als einem Koffer in London ankamen. So auch Harris, der erste Winehouse, den es nach London verschlug, und der 1890 aus Minsk „irrtümlich“ in die britische Hauptstadt kam: „Eigentlich wollte er nach New York“, heißt es. Generationenlang lebte die Familie Winehouse im Londoner East End und zog dann, wie so viele andere, weiter in den Norden der Stadt: „Seit 120 Jahren sind wir hier und stolz auf unsere Wurzeln“, schreibt Alex Winehouse.



Amys Gitarre (links) und ein Kleid von Luella Bartley, getragen von Amy im Glastonbury 2008

FOTOS ©: THE JEWISH MUSEUM

Das Ringen um Aufmerksamkeit und das Wissen um die Vergänglichkeit, beides war Amy Winehouse stets gegenwärtig: „Ich möchte sehr berühmt werden. Ich möchte, dass die Menschen meine Stimme hören und fünf Minuten lang ihre Sorgen vergessen.“



FOTO ©: THE WINEHOUSE FAMILY/FOTO: CHARLES MORIARTY

Amy Winehouse im Jahr 2003

Prägenden Einfluss auf die junge Amy hatte wohl Großmutter Cynthia, der ihre Enkeltochter frappierend ähnlich sah, wie die ausgestellten Fotos zeigen: „Sie war von kleiner Statur, aber großer Präsenz“, erinnert sich Alex. „Sie konnte schwierig sein, aber ihre Liebe zu ihrer Familie ging über alles. Sie war glamourös und immer auf das Feinste herausgeputzt. Sie hat uns Loyalität gelehrt und Treue zu uns selbst. Zudem war sie eine großartige Köchin.“ Das war Amy wohl nicht. Das jüdische Kochbuch, das ihr Bruder Alex 2002 zum Geburtstag schenkte, sieht kaum gebraucht aus. Der Legende, dass sie im Stil einer „jiddischen Mamme“ treusorgend und liebevoll für ihre Leibwächter und Musiker in stundenlanger Arbeit jüdische Gerichte zubereitete, widerspricht auch der Musiker Mark Ronson, der wie kein zweiter Anteil an ihren musikalischen Triumphen hatte: „Wenn sie zu kochen versuchte, war es schrecklich. Normalerweise bestellte sie einfach ein Take-away.“

Die zweite bestimmende Person im Leben Amys war ihr Vater Mitch, ein jüdischer Taxifahrer mit großer Lie-

be zur Musik. In einem Schulaufsatz schrieb sie mit 14 Jahren: „Die Familie meiner Mutter ist total in Ordnung. Es ist die Seite meines Vaters, die voll sind mit Singen und Tanzen und verrückten musikalischen Extravaganzen.“ Dass ihr Vater die Familie verließ, als sie neun Jahre alt war, hat sie, glauben Freunde, nie verwunden. Ihre Mutter erlebte nach eigenen Berichten „die Hölle“ mit der starrköpfigen, rebellischen und gänzlich unangepassten Tochter. Selbst aus Schulen, die ihr Talent erkannten und förderten, flog sie wegen ihres Benehmens. Und auch ihr Bruder räumt ein: „Sie war schlimm und ungehorsam.“



FOTO ©: THE JEWISH MUSEUM

Elizabeth Selby, die Kuratorin der Amy-Winehouse-Ausstellung, mit dem Designer Arnaud Decelle

Aber auch warmherzig und großzügig.“ Amy Winehouse dazu: „Mein ganzes Leben bin ich laut gewesen bis zu dem Punkt, wo man mir sagte, ich solle den Mund halten. Doch der einzige Grund für mich, so laut zu sein, war, dass man in meiner Familie schreien musste, um gehört zu werden.“ Das Ringen um Aufmerksamkeit und das Wissen um die Vergänglichkeit, beides war ihr stets gegenwärtig. „Ich möchte sehr berühmt werden. Ich möchte, dass die Menschen meine Stimme hören und fünf Minuten lang ihre Sorgen vergessen.“ Oder: „Ich möchte in Erinnerung bleiben als eine Darstellerin und Sängerin in ausverkauften Konzerten, und dafür, dass ich mir selbst treu geblieben bin.“

Als Amy Winehouse am 23. Juli 2011 in ihrem Haus in Camden gefunden wurde, hatte sie 4,16 Promille Alkohol im Blut. Ein Spiegel von 3,5 ist normalerweise tödlich, bei ihrer zarten Statur wären es noch weniger gewesen. Sie konsumierte seit früher Jugend Drogen und Alkohol in rauen Mengen. Ihre letzten Lebensjahre waren Tragödien, Fotos von ihr in derangiertem Zustand gingen um die Welt. Nach ihrem Tod schrieb ein Mädchen auf eine Gedenkkarte: „Amy, ich habe die gleichen Probleme wie du. Zum Glück habe ich nicht dein Geld.“ Schätzungen zufolge hinterließ Winehouse 15 Millionen Pfund.

All das spart die Ausstellung aus. Das weiß ohnehin die ganze Welt. Stattdessen sehen wir „ein Schlaglicht auf ein Mädchen, das im Innersten seines Herzens ein jüdisches Mädchen aus Nordlondons mit einem riesigen Talent war“, wie ihr Bruder schreibt. Beim Verlassen des Museums läuft ein Video, in dem Amy Winehouse in Endlosschleife den Song *Back to Black* singt. Kein Besucher, dem sich nicht die Worte des Refrains einbrennen: „We only said good-bye with words/ I died a hundred times.“



FOTO ©: DOR FILM/SIMON VARSANO

Ein Liebesfilm gegen das Fremdenrecht

Im September startet der Film *Die 727 Tage ohne Karamo* in den Kinos. Die Regisseurin Anja Salomonowitz spricht über die Entstehung des Filmes und ihre Motive.

VON IDA LABUDOVIĆ

Es ist zehn Uhr am Abend und die Glocken der Karlskirche läuten. Das diesjährige Open-Air-Sommerkino am Karlsplatz läuft unter dem Motto „Richtung Zukunft“. Etwa 800 Menschen sitzen vor der großen Leinwand, viele der Zuschauer auf dem Boden um das Wasserbecken in der Mitte des Platzes. Es ist eine frische Sommernacht und die Gesichter, die auf dem Karlsplatz zu sehen sind, wirken ruhig und kon-

zentriert. Mehrere Paare umarmen sich und halten einander fest. Anja Salomonowitz ist auch da. Sie bewegt sich langsam durch die Masse und trägt eine schwarze Lederjacke, die ihre Figur und ihr freundliches Gesicht betont. Einige Protagonisten des Filmes *Die 727 Tage ohne Karamo* sind anwesend und haben sich unter das Publikum gemischt. Der Dokumentarfilm von Regisseurin Anja Salomonowitz erzählt die Geschich-

te von binationalen Liebespaaren in Österreich, über ihren Kampf gegen Bürokratie und die Konfrontation mit dem Fremdenrecht. Paare, deren Beziehung angesichts einer möglichen Abschiebung unter enormem psychischem Druck steht, hoffen auf ein dauerhaftes gemeinsames Leben.

Einige Tage später. Anja kommt in ein Kaffeehaus auf der Wienzeile, wo das Gespräch stattfindet. In einer Hand

Anja wollte einen Film möglichst ohne Mitleid erzählen, einen kräftigen Film machen, der zeigt, wie viele Menschen betroffen sind. Sie wird kämpferisch, wenn sie sagt, dass das ein politischer Einsatz von ihr gewesen sei. Aus ihrer Erziehung und ihrer Identität heraus erwächst eine Geisteshaltung, ein Unrechtsbewusstsein.

hält sie ihren Laptop, in der anderen einen Korb voll roter Beeren. „Urschön war es dort am Karlsplatz“, sagt sie wie nebenbei. Mit ihrer Spontaneität wirkt Anja authentisch. Sie sitzt bequem auf der Sitzbank und redet langsam und pointiert. Sie zeigt mit ihrem heiteren Lächeln, wie sehr sie sich gefreut hat, dass Menschen die Situation mit dem Fremdenrecht ändern wollen: „Es kann nicht so bleiben, man muss was tun“, war sich das Publikum einig. Mit ihrem Film *Die 727 Tage ohne Karamo* hat sie es geschafft: die Leute, die den Film gesehen haben, zu bewegen.

Erste Projektideen: „Schutzehen“

Begonnen hat sie mit dem Projekt schon im Jahr 2006: Ursprünglich wollte sie einen Film über Schutzehen machen. „Es gibt einen Film aus der Nazi-Zeit, wo ein Mann eine Frau heiratet, um sie zu beschützen, um ihr zu helfen“, erzählt Anja nachdenklich. Daraus entstand die Idee, einen Film über Paare und ihre Probleme zu machen. Anja, offen und energievoll, will ihre Geschichte zunächst über ganz Europa ausbrei-

ten. Letztendlich trifft sie aber eine weise Entscheidung: „Wenn ich ein Dorf sehr genau beschreibe, dann sage ich mehr über die Welt, als würde ich versuchen, die ganze Welt zu beschreiben. In diesem Fall ist unser Dorf Österreich – und ich wollte sehr konkret werden, mit konkreten Menschen, die sich lieben und vorhaben, miteinander zu leben.“ In dem Moment, in dem sie beschlossen hat, den Film so zu gestalten, hat es richtig begonnen.

„Casting ist immer eine Arbeit, bei der man die Welt erforscht“, meint Anja und erzählt nicht ohne Stolz von ihren Erfahrungen. Wie ist sie zu den Darstellern des Films, den Paaren gekommen? Einerseits durch ein Netzwerk von Menschen, die einander kennen, andererseits aber auch durch die Organisation „Ehe ohne Grenzen“. Dort unterstützen die Betroffenen einander gegenseitig und tauschen sich darüber aus, wie man den Verbots- und Paragraphendschungel bewältigen kann. Zunächst führte die Regisseurin offene Gespräche mit ihren Protagonisten – bi-

ationale Paare, bei denen jeweils ein Partner aus einem Land außerhalb der EU kommt. „Den Menschen war es immer wichtig, ihre Geschichte zu erzählen, weil sie selber nicht verstehen, warum ihnen dieses Unrecht passiert“, erinnert sich Anja an das Casting. Sie hat die Frauen und Männer als mutig und trotzig empfunden – Heldinnen und Helden, die um ihre Liebe kämpfen. Anja wollte ihre Geschichte möglichst ohne Mitleid erzählen, einen kräftigen Film machen, der zeigt, wie viele Menschen betroffen sind. Sie wird kämpferisch, wenn sie sagt, dass das ein politischer Einsatz von ihr gewesen sei. Aus ihrer Erziehung und ihrer Identität heraus erwächst eine Geisteshaltung, ein Unrechtsbewusstsein. Deswegen kämpft sie um Gerechtigkeit.

Farben und Geräusche

Alle gefilmten Wohnungen und Plätze sind authentisch. Ein Schlafzimmer mit vielen bunten Polstern hat Anja besonderes schön gefunden, weil es in ihre Farbenwelt gepasst hat. Die Frau sitzt allein auf ihrem Bett und liest einen Brief ihres Vaters

Der Dokumentarfilm von Anja Salomonowitz erzählt die Geschichte von binationalen Liebespaaren in Österreich, über ihren Kampf gegen Bürokratie und die Konfrontation mit dem Fremdenrecht.



FOTO ©: FILMLADEN

„Es wäre schön, wenn man mit dem Film etwas ändern kann, und wenn es auch nur eine Bewusstseinsveränderung wäre. Du kannst dich weder mit Geld, noch mit Anwälten, noch durch Wissen rausnehmen – sobald du im Hamsterrad der Qual drinnen bist, kommst du nicht mehr raus, weil das System stärker ist.“

vor. Er ist strikt dagegen, dass seine Tochter einen Marokkaner heiratet: „Multikulti funktioniert bei Partys mit Musik“, schreibt er. „In diesem Brief vermischt sich sehr viel, eine väterliche Sorge mit ganz althergebrachten rassistischen Vorurteilen“, meint Anja. Der Brief sowie die Stimme der Frau, die ihn liest, klingen hoffnungslos.

So sind die meisten Geschichten in Anjas Film, wie auch im Fall von Elisabeth: Sie war eine einsame Frau. Plötzlich begegnete sie an einem trüben Wintertag einem unbekannten Mann und sie war gerührt, dass sich jemand für sie interessiert. Daraus entwickelte sich eine Liebe. Ein schlimmer Schlag war es für sie, als er wieder weggehen musste. Warum? Es gibt keine Geburtsurkunden in dem Ort, wo der Mann geboren wurde, und so konnten sie nicht heiraten. Nach Jahren des Kampfes kehrte er in seine Heimat zurück, weil er es nicht mehr aushalten konnte, sich verstecken zu müssen, nicht arbeiten zu können. „Es war, als würde ich in ein tiefes schwarzes Loch stürzen“, sagt sie in Anjas Kamera. Anja findet

es absurd, dass man in diesen Fälen heiraten muss, um in Österreich zusammenbleiben zu können. Und wenn es manchmal vielleicht doch um eine Scheinehe geht, so ist das Anja egal. „Die gegenwärtige Situation des Fremdenrechts ist unerträglich, unmenschlich und schlicht böse. Ich wollte Bewusstseinsarbeit leisten, konkret zeigen, um was es hier geht“, sagt Anja wütend. Deswegen wollte sie auch den Film ursprünglich „Ein wütender Film“ nennen.

Anja wollte einen ungewöhnlichen Dokumentarfilm gestalten, damit aus einer anderen Perspektive auf dieses Thema geblickt wird. Sie wollte poppiges Kino machen, mit hellen Farben und vielen Geräuschen. Wie bereits in ihrem vorherigen Film hat sie eine dominante Farbe ausgewählt. Diese ermöglicht eine Abstraktion, und die Überhöhung und Abstrahierung des Alltags soll es dem Zuschauer ermöglichen, hinter die persönlichen Schicksale zu schauen und zu erkennen, dass es sich um ein System handelt. Anja erzählt die Geschichten von 21 Paaren, um zu verdeutlichen, wie groß die Zahl der

betroffenen Menschen ist. „Die Farbe kann die Menschen in gewisser Weise auch beschützen, denn sie geben nicht alles von sich preis, sondern ihr Leben wird verändert gezeigt“, sagt Anja. Ihr ist es wichtig, zu betonen, dass diese Farbenwelt – vor allem Gelb, aber es ist auch viel Orange, Grün, Lila oder Weiß zu sehen – nicht nur die Protagonisten einhüllt, sondern alle Menschen und Gegenstände im Film. Die Standesbeamtin, die Deutschlehrerin, alle und alles ist in diese Welt getaucht. So wird niemand gekennzeichnet oder ausgestellt.

„Es wäre schön, wenn man mit dem Film etwas ändern kann, und wenn es auch nur eine Bewusstseinsveränderung wäre. Du kannst dich weder mit Geld, noch mit Anwälten, noch durch Wissen rausnehmen – sobald du im Hamsterrad der Qual drinnen bist, kommst du nicht mehr raus, weil das System stärker ist.“ Das ist eine Erfahrung der Ohnmacht, die die Menschen erleben müssen, „eine Erschütterung ihres Glaubens an den Rechtsstaat“, meint Anja. Der Film ist ihr Beitrag, das zu zeigen.



Die 727 Tage ohne Karamo

Ein Liebesfilm gegen das Gesetz

Ö 2013, 80 Min.

Regie: Anja Salomonowitz

Kinostart: 6. September 2013

„DER STANDARD
beschert mir graue
Haare. Aber deshalb
abonniere ich ihn ja.“

Markus Zauner, STANDARD-Abonnent seit seiner Gründung 1988

DER STANDARD fordert seine Leserschaft täglich aufs Neue heraus. Mit Themen, die einen nicht loslassen. Mit Kommentaren, die nachdenklich machen. Wie sich DER STANDARD so etwas erlauben kann? Dank jener Menschen, die ihn aus genau diesem Grund abonnieren.



derStandard.at/Abo, aboservice@derStandard.at oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leserinnen



Zwei Abteilungen in Katz's Deli: In einer wird serviert, in der anderen holt man sich vom „Counter“ ein Sandwich.

Sterben New Yorks Delis aus?

Ein kulinarischer Spaziergang durch Big Apples berühmteste Delis.

VON PETER WEINBERGER (TEXT UND FOTOS)

Ein wenig stimmt es schon traurig, dass nach dem berühmten 2nd Avenue Deli Anfang dieses Jahres auch das Stage Deli in Midtown Manhattan geschlossen hat. Allerdings ist diese Entwicklung durchaus charakteristisch für New York: in dem Maße, wie typisch „billige“ Viertel – die Bronx, zum Beispiel – von Hispano-Amerikanern (Einwanderer vorzugs-

weise aus Mittelamerika) besiedelt wurden und die dort ehemals ansässige jüdische Bevölkerung in bessere Viertel am Stadtrand gezogen ist; vor allem aber mit der Geschwindigkeit, mit der mediterrane und lateinamerikanische Küche alltäglich geworden ist, ist auch die Verbreitung typisch osteuropäisch-jüdischer Restaurants gesunken. Taco Chips und

Salsa haben die Welt erobert, Nachos sind „in“.

Für Verehrer von Delis ist dies allerdings noch kein Grund zur Panik. Noch gibt es einige, zu New Yorker Institutionen gewordene „Delicatessen“, in denen übergroße, kaum zu bewältigende Portionen an Pastrami oder handballgroße Mazzesknö-

Die Wände in Katz's Deli sind mit unzähligen Fotos berühmter Persönlichkeiten bedeckt, die alle irgendwann zu Gast hier waren. Während man auf das Essen wartet, kann man den Blick umherschweifen lassen: Vielleicht schaut einem Bill Clinton oder Frank Sinatra lächelnd beim Essen zu.

del angeboten werden – und wo der Besucherstrom von meist unfreundlichen Kellnern kaum bewältigt wird. In einem der drei nachstehenden Delis, nämlich Barney Greengrass, Katz und Carnegie Deli muss man einfach gewesen sein, um die Faszination eines Delis zu verspüren, um ein Deli in Reinkultur genießen zu können.

Für Liebhaber geräucherter oder marinierter Fische ist Barney's das reinste Paradies. Nirgendwo anders gibt es eine derartig große Auswahl und die besten Heringssalate, die man sich denken kann. An Wochenenden steht eine Schlange bis zur nächsten Ecke, geduldig auf einen freierwerdenden Tisch wartend. Es hat fast den Anschein, als ob sich dort jeden Sonntag alle Woody Allens der Upper Westside für ein spätes Frühstück versammelten. Sturgeon (Stör) ist übrigens eine etwas teure Reminiszenz aus Osteuropa, Bagel und Lox gehören dagegen zu jedem Standardfrühstücksmenü.

Es gibt zwei Abteilungen, in einer wird serviert, in der anderen holt man sich vom „Counter“ ein Sandwich. Apropos servieren. Früher gab's bei Katz die etwas ältlichen (jüdischen) Serviererinnen („What can I get for you, honey?“), jetzt schleppen hauptsächlich Hispanos eher mürrisch die vollbeladenen Teller an, das heißt, knallen zunächst einmal eine Schüssel mit Sauergemüse (Gurken und Tomaten) auf den Tisch, bevor sie die Bestellungen aufnehmen.

Delis als Hotspots

Salami-, Pastrami- oder Corned-Beef-Sandwiches bedürfen keiner weiteren Erklärung. Wenn es aber stilecht sein soll, dann gehört zu einem Pastrami-Sandwich ein Dr. Brown's Cel-Ray, nämlich Selzer (Sodawasser) mit Seleriegeschmack. Weniger Traditionsbewusste werden vielleicht eher das Katz-eigene Bier bevorzugen.

Die Wände in Katz's Deli sind mit unzähligen Fotos berühmter Persönlichkeiten bedeckt, die alle irgendwann zu Gast hier waren. Während man auf das Essen wartet, kann man den Blick umherschweifen lassen: Vielleicht schaut einem Bill Clinton oder Frank Sinatra lächelnd beim Essen zu. Aber nicht nur die Wände, die Größe der Portionen, die Kellner oder die übrigen Gäste sind sehenswert, Katz's Deli diente in so manchem Film auch als Drehort. Ein an der Decke montiertes Schild erinnert zum Beispiel an den Film *When Harry met Sally* aus dem Jahr 1989 mit Billy Crystal und

Meg Ryan in den Hauptrollen. Obwohl alle Delis behaupten, das beste Pastrami-Sandwich von New York zu servieren: Das im Katz kann sich in der Tat sehen lassen. Weniger sehenswert sind die „facilities“ (Toiletten), die vermutlich aus den Gründerjahren stammen.

Das Carnegie Deli verfügt im Wesentlichen über die gleiche Speisekarte wie Katz, es ist allerdings etwas „zivilisierter“, gleicht vielleicht eher einem Restaurant. Wie bei Katz sind die Portionen riesig und das Essen ist hervorragend. Das Carnegie darf-

Challah Bread Pudding (Rezept aus dem 2nd Ave Deli Cookbook)

3 cups milk	3/4 cup sugar
4 eggs, beaten	1/2 cup chopped pecans
1 teaspoon vanilla	2 McIntosh apples, peeled, cored, and sliced into 1-inch piece
3/4 teaspoon salt	1/4 inch thick
1 pound stale challah bread (an 8-inch rectangular loaf, not a twist)	2 teaspoons cinnamon
4 tablespoons (1/2 stick) unsalted butter, softened to room temperature	2 teaspoons lemon rind
1/2 cup golden raisins	Butter for greasing pan
	1/3 cup brown sugar
	1/3 cup melted butter

1. Preheat oven to 375 degrees (190° C). Combine milk, eggs, vanilla, and salt in a large bowl, and mix thoroughly.
2. With a sharp knife, cut challah into 1-inch slices, and butter each slice with softened butter on one side. Dice buttered challah into 1-inch cubes, put them into the milk-egg mixture, and mix them thoroughly to soak up moisture. Let bread cubes soak for at least 15 minutes, tossing them occasionally.
3. In another bowl, combine raisins, sugar, pecans, sliced apple, cinnamon, and lemon rind, and mix thoroughly. Toss into bowl with soaked bread cubes and mix thoroughly.
4. Butter a 10-inch square (or similar) baking dish, at least 3 inches high, and transfer the bread pudding into it. Crumble brown sugar on top, and, using a flatware tablespoon, drizzle melted butter evenly. Bake for 45 minutes. Serve hot.

Das Rezept für Holischkes (Krautrouladen, „Stuffed Cabbage“) stellt die Redaktion (office@nunu.at) auf Anfrage gerne per E-Mail zur Verfügung.

Das Carnegie Deli verfügt im Wesentlichen über die gleiche Speisekarte wie Katz, es ist allerdings etwas „zivilisierter“, gleicht vielleicht eher einem Restaurant. Das Carnegie Deli liegt übrigens schräg gegenüber der Carnegie Hall, der Andrang ist demgemäß vor und nach Konzerten besonders groß.

te in einem amerikanischen Touristenführer verzeichnet stehen, denn gelegentlich sieht man dort aus der „Provinz“ kommende New-York-Besucher, die fröhlich eine Reihe von Speisen bestellen und dann fassungslos vor den gewaltigen Mengen auf ihren Tellern sitzen. Das Carnegie ist immer voll, aber es finden sich dann stets doch noch zwei Plätze mit einer Bewegungsfreiheit für beide Arme von insgesamt 30 cm. Hat man sich einmal hinter einen Tisch geklemmt, kann's sofort mit „pickles“ losgehen, die einem automatisch serviert werden. Der einzige Nachteil des Carnegie ist, dass es nur Flaschenbier typisch amerikanischer Marken gibt. Aber sonst passt alles und ist äußerst empfehlenswert. Um eine der hervorragenden Nachspeisen dort zu genießen, etwa in der Form eines (riesigen) Tortenstücks,

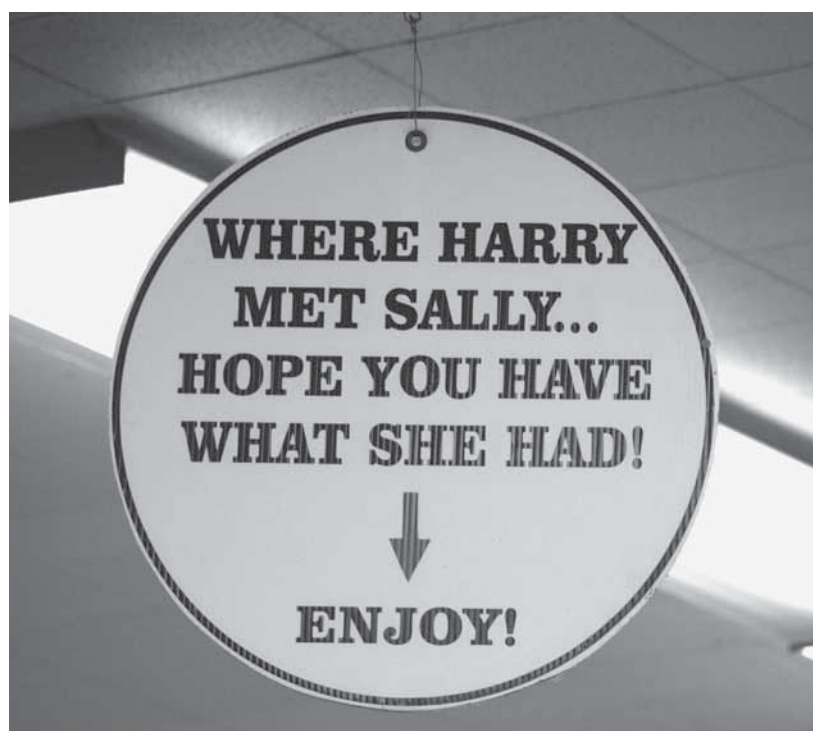
kommt man am besten sechs Stunden später noch einmal zurück. Das Carnegie Deli liegt übrigens schräg gegenüber der Carnegie Hall, der Andrang ist demgemäß vor und nach Konzerten besonders groß.

Ben's ist eigentlich eine Kette, unter anderen mit einem Restaurant auch in Boca Raton, Florida (über die vielen jüdischen „Pensionisten“ hier ließen sich unzählige Geschichten schreiben). Es hat den Vorteil, ausreichend Platz anzubieten und – für Besucher aus Übersee besonders wichtig – in der Nähe des Kamera-geschäftes B&H zu liegen. Mit der neu erstandenen Digitalkamera bzw. deren unverständlicher Gebrauchsanweisung in der Hand erreicht man Ben's in etwa zehn Minuten. Zu Fuß natürlich. Gedränge gibt's bei Ben's kaum.

Ben's ist von allen Delis am besten organisiert, was sich zum Beispiel sofort an der Aufmachung der Speisekarte feststellen lässt. Die Qualität ist vollkommen in Ordnung, reicht allerdings nicht an die im Katz oder im Carnegie Deli heran. Die dort fehlende Klimaanlage spricht allerdings an besonders heiß-feuchten Sommertagen eindeutig für einen Besuch bei Ben's.

Delis gibt's nicht nur in New York, sondern zum Beispiel auch auf der anderen Seite des Hudson, in New Jersey. Der Name eines der dort ansässigen Delis, nämlich Gott's Deli, spricht ganz offensichtlich für sich.

Ein Schild in Katz's Deli erinnert an den Film *When Harry met Sally* mit Billy Crystal und Meg Ryan in den Hauptrollen.



New York Delis

Barney Greengrass

541 Amsterdam Avenue
at 86th Street, NY 10024,
Upper West Side
Tel. 212-724-4707.
„The Sturgeon King's“
besteht seit fast 100 Jahren.

Katz's Delicatessen

205 E Houston St, NY 10002,
Tel. 212-254-2246,
Lower Manhattan
(„SoHo“ – South of Houston).
New Yorks berühmtestes Deli
wurde bereits 1888 gegründet
und besteht seitdem im
Wesentlichen unverändert.

The Carnegie Deli

854 7th Avenue at 55th Street,
New York, NY 10019
Tel. 212-757-2245
Midtown, gegründet 1937.

Ben's Kosher Deli

209 W 38th St, NY 10018
Tel. 212- 398-2367, zwischen der
7th Ave und der 8th Ave gelegen.

Suchbild auf Jiddisch ...

Die Schönheit des **NU**-Chefredakteurs wird endlich gebührend gewürdigt!
Suchen Sie die sieben Fehler!

VON MICHAELA SPIEGEL



AUFLÖSUNG:
1. DOPPELTES PERLENCOLLIER
2. MISS LIBERTY
3. LUCKY NUMBER
4. ALS ZAUNGAST MICHAELA SPIEGEL
5. /6. /7. DIE MISSEN: DANIELLE SPERA/PETER MENASSE/ANITA AMMERSEFELD



FOTO: PETER RIGAUD

Peter Rabl – Mit Schaum vor dem Mund

VON MARTIN ENGELBERG

Am Beginn stand mein Kommentar in der *Presse* unter dem Titel „Antisemiten und Antiamerikaner aller Länder – vereinigt euch!“. Ein zu-gegeben provokanter Titel zu einer These, die jedoch schon seit einigen Jahren in akademischen Kreisen ausführlich diskutiert wird: Antiamerikanismus hat die gleichen Wurzeln wie Antisemitismus, und es gibt zentrale Aspekte, die beiden Ressentiments gemein sind: „Die Juden“ und „die Amerikaner“ werden zur Kanalisierung eigener Unzufriedenheit mit gesellschaftlichen Verhältnissen benützt, der britische Historiker Timothy Garton Ash nennt dies „mit Neid durchsetzter Groll“.

Dazu werden beide für bestimmte Erscheinungen – insbesondere der Moderne – personifiziert und diffamiert. Juden und Amerikaner werden als „das Andere“ oder „das Böse“, als konträr zur eigenen moralischen Position dargestellt. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der „amerikanische Geist“ als bedrohlich und zersetzend für die deutsche Kultur angesehen; sehr ähnlich wie der „jüdische Geist“.

Entsprechend dem in Deutschland und auch Österreich vorherrschenden „Anti-Antisemitismus“ – es gehört sich nicht, sich offen jüdenfeindlich zu zeigen – hat sich das Hassobjekt verschoben. Die heute legitimen Ziele sind: die USA und Israel. Die Bilder, die Argumente und

die Emotionalität sind die gleichen geblieben.

Bisher hatte noch keiner meiner Kommentare in der *Presse* so viele Reaktionen ausgelöst. Die Leserbriefe waren höchst unterschiedlich, zumeist negativ und auffallend emotional. Diese Aufgeregtheit und die Formulierungen waren entlarvend – sie waren ungewollt der Beweis für die Richtigkeit meiner Feststellungen. Besonders hervorgetan hat sich Peter Rabl, langjähriger ORF-Journalist und bis vor kurzem Kommentator und Leitartikler des *Kurier*. Er schrieb in seinem öffentlichen Blog u. a. Folgendes: „Kritik an der teilweise schwer völkerrechtswidrigen und rassistisch gefärbten israelischen Politik wird unter anderem von ihm traditionell als antisemitisch vernadert.“

Allein diesen Satz muss man sich auf der Zunge zergehen lassen: Er beinhaltet zuerst einmal eine undifferenzierte und für einen führenden Journalisten nicht gerade sachliche Behauptung zur Politik Israels. Das wäre aber für sich noch nichts Überraschendes. Eine solche tendenziöse Aussage hat man schon bei so manchen österreichischen Medienleuten gelesen. In diesem Satz wirft mir jedoch Rabl persönlich vor – und hier muss festgehalten sein, dass wir einander persönlich kaum kennen –, ich würde jede Kritik an Israel „traditionell“ als antisemitisch „vernadern“.

„So, so“ – fragte ich in einem nächsten Kommentar in der *Presse* – „was ist da mit ‚traditionell‘ jetzt gemeint? Dass ich persönlich jeder Kritik an Israel mit diesem Vorwurf begegne? Das stimmt nicht und ließe sich unschwer mittels einer kurzen Internetrecherche widerlegen. Also ‚traditionell‘ im Sinne von – ‚wie alle Juden‘? Das wäre dann doch ein nettes Beispiel eines Vorurteils oder sogar Ressentiments, oder? Und dann muss es natürlich das Verb ‚vernadern‘ sein – wie denunzieren und verraten (Synonyme laut *Duden*) – ein Begriff der, wie zufällig, gerade in rechten Zirkeln so häufig auftritt. Einleitend und dazupassend betitelte mich Rabl als „prominenten Wiener Juden Engelberg“ – alles klar?

Diese eigentlich sehr sachliche Analyse seines Blogs ließ dann Rabls Kragen endgültig platzen und – wie es bei unseren Weisen so schön heißt: In drei Fällen zeigt sich das wahre Gesicht der Menschen: wenn sie trinken, beim Geld und im Zorn – Rabl ließ seinen Emotionen und Ressentiments freien Lauf. Er bezeichnete meinen Kommentar als „Frechheit, Anmaßung, Dreistigkeit, Unverschämtheit“, spricht von „psychologisierendem Geschwurbel“. Rabl nennt mich einen „personifizierten Antisemito-Meter“ und wirft mir und der Wiener Kultusgemeinde einen naheliegenden Mangel an kritischer Distanz zum Thema Israel vor und untermauert

dies mit der Feststellung, dass es übrigens jene Kultusgemeinde sei, „in deren Stadttempel der beste Platz für den jeweiligen israelischen Botschafter in Wien reserviert ist“.

Mein Fazit meiner beiden Kommentare hatte sich vollauf bestätigt: Kritik an der Politik der USA und auch Israels ist natürlich zulässig, auch wenn man mitunter schon ein bisschen müde wird, dies immer und immer wieder betonen zu müssen. Wieso ist jedoch eine sachliche und ruhige Auseinandersetzung mit durchaus komplexen Themen gerade im Falle der USA und Israels

so schwierig oder gar unmöglich? Selbstverständlich ist es spannend zu diskutieren, wieso die Mehrheit der Amerikaner mit der Überwachung durch die NSA durchaus zufrieden ist. Sind deswegen alle Amerikaner paranoid? Und wenn, gilt dann nicht vielleicht der Spruch: „Auch Paranoide haben Feinde“? Hingegen wurde in Österreich Terrorismus immer am besten damit bekämpft, dass die Außenpolitik traditionell mit terroristischen Organisationen im arabischen Raum sympathisiert und klammheimlich kooperiert hat, im Abtausch dafür, dass Österreich von Anschlägen verschont bleiben

würde. Nach dem Motto: „Anschläge okay – aber macht’s die bitte woanders“. Selbstverständlich gilt es in allen Gesellschaften der freien Welt, darüber einen Diskurs zu führen, wie sehr wir bereits sind, auf Freiheiten zu verzichten, um unsere Sicherheit zu gewährleisten.

Über all diese Fragen ließe sich diskutieren – durchaus mit Verve und Kritikbereitschaft in alle Richtungen. Wann immer es aber um die USA und Israel geht, tritt allzu vielen Menschen in Österreich der Schaum vor den Mund. Quod erat demonstrandum.



Perspektive
wechseln.

DATUM

Magazin für Politik
und Gesellschaft

KOHNVERSATIONEN

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



[pure] investment banking



www.rcb.at

 **Raiffeisen
CENTROBANK**

nu LESERBRIEFE ZU AUSGABE 52



Sehr geehrte Redaktion, die Ausgabe 52 (2/2013) von NU ist wieder großartig! Die Diskussion um das Riess-Interview: hervorragend. Ich war auch befremdet gewesen, gerade dieser Politikerin im NU begegnen zu müssen, dem Kommentar von Peter Huemer stimme ich voll und ganz zu, aber letztlich glaube ich doch, dass es richtig war, das Interview zu bringen. Weißgewaschen sehe ich sie nicht, eher entlarvt! Dass es nun auch in Griechenland neonazistisch zugeht, ist erschreckend; schlimm genug, was man über Ungarn lesen muss. Exzellent das Gespräch mit Oliver Rathkolb, so informativ der Bericht über „Vertriebene Musik“! Sehr betrüblich der Bericht über Israels Image! Ich finde, NU müssten viel mehr Menschen lesen!!

*Danke und herzliche Grüße,
B. Waldschütz-Tengg*

Betr.: Elegie auf das bunte Odessa des Fin de Siècle von Herbert Voglmayr

Sehr geehrte Damen und Herren, auch wenn man die Ziele, Taten und die Ideologie von Irgun und Menachem Begin ablehnt, sollte man doch den historischen Fakten verpflichtet bleiben. Herr Voglmayr schreibt zu Jabotinsky und Begin: „Ab 1937 leitete er die Geheimorganisation Irgun, die den Guerillakampf gegen die britische Besatzungsmacht anführte, was auch Attentate auf Märkten einschloss, bei

denen zufällige Passanten, Araber wie Juden, starben. Nach Jabotinskys Tod radikalisierte sich die Irgun unter der Führung Menachem Begins ...“

Der mir bekannte historische Kontext der radikalen Irgun waren der arabische Terror vor 1936 und der arabische Aufstand ab 1936, an dem Mohammed Amin al-Husseini, der später wegen NS-Kollaboration als Kriegsverbrecher gesucht war und auch im Ägypten der 50er-Jahre mit NS-Verbrechern zusammenarbeitete, führend beteiligt war. Schon vor diesem Aufstand verübte die Organisation des Izz al-Din al-Qassam, der noch heute im Namen der Al-Qassam-Brigade verehrt wird, zahlreiche Attentate auf Juden und Briten. Die Irgun verfolgte laut ihrer Propaganda die Strategie der Vergeltung für jedes arabische Attentat, Terror gegen Terror. Nach dem Tod Jabotinskys 1940 konnte Begin schwerlich die Führung übernehmen, da er 1940 noch in der Sowjetunion war. Ebenso wenig radikalisierte sich die Irgun zu diesem Zeitpunkt, das war sie erstens schon vorher mehr als genug und zweitens hielt sie wegen der nationalsozialistischen Verfolgung und Vernichtung von Juden während des Zweiten Weltkriegs bis 1943/1944 mehr oder minder still und kooperierte bei einigen Operationen mit der britischen Mandatsmacht.

*Mit freundlichen Grüßen,
Ludwig Csepai*

Antwort des Autors:

Sehr geehrter Herr Csepai, Sie haben in einem Leserbrief an die Zeitschrift „NU“ betreffend den von mir verfassten Artikel Elegie auf das bunte Odessa des Fin de Siècle angemahnt, man sollte den historischen Fakten verpflichtet bleiben, auch wenn man bestimmte Ziele, Taten und Ideologien ablehnt, im konkreten Fall diejenigen von Irgun und Menachem Begin. Ich bin diesbezüglich ganz Ihrer Meinung, sehe aber nicht, wo ich diesen Grundsatz vernachlässigt hätte.

Im Konkreten beziehen Sie sich zunächst auf die führende Rolle Amin al-Husseinis im arabischen Aufstand ab 1936 und im arabischen Terror davor sowie auf die Irgun-Strategie der Vergeltung für jedes arabische Attentat, Terror gegen Terror. Ich habe nichts Gegenteiliges behauptet, lediglich darauf hingewiesen, dass die Irgun dabei auch den Tod zufälliger Passanten in Kauf genommen hat. Dass es sich dabei um Vergeltungsschläge handelte, habe ich ausdrücklich erwähnt. Ich zitiere: „Nach Jabotinskys Tod radikalisierte sich die Irgun unter der Führung Menachem

Begins (besonders als die Briten begannen, jüdische Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland abzuweisen) und verstärkte die Terroranschläge auf britische Einrichtungen und Vergeltungsschläge gegen Araber.“

Das bringt mich zu Ihrem zweiten Einwand, dass nach Jabotinskys Tod 1940 Begin schwerlich die Führung der Irgun habe übernehmen können, da er zu dieser Zeit noch in der Sowjetunion war, und dass eine Radikalisierung der Irgun kaum möglich war, da sie das vorher schon mehr als genug gewesen sei und bis 1944 mehr oder minder still gehalten habe. Nun, ich habe nicht geschrieben, dass Begin die Führung unmittelbar nach Jabotinskys Tod, also 1940, übernommen hat, sondern dass er sie „nach Jabotinskys Tod“ übernommen hat. Konkret kam Begin 1942 nach Palästina und übernahm 1943 die Führung der Irgun. Die Formulierung „nach Jabotinskys Tod“ ist also in keiner Weise verfälschend, lediglich der Tatsache geschuldet, dass eine detaillierte Chronologie der Ereignisse weit über den verfügbaren Rahmen hinaus gegangen wäre, zumal es sich dabei nur um Hintergrundinformationen zu einer Buchbesprechung handelt und nicht um eine historische Abhandlung.

Dass Irgun bis 1944 zurückhaltend war, ist richtig, aber was dann folgte, war im Vergleich zu vorher schon eine Radikalisierung und Steigerung der Gewalt. Nachdem Begin im Dezember 1943 die Leitung übernommen hatte, publizierte Irgun eine formelle „Declaration of Revolt“, erklärte damit Großbritannien öffentlich den Krieg und nahm den Kampf gegen die Briten wieder auf. Unter Begins Führung erfolgte im Juli 1946 der Anschlag auf das King David Hotel in Jerusalem, in dem vorwiegend britische Offiziere mit ihren Familien wohnten. Der Anschlag forderte 91 Menschenleben (Briten, Araber und Juden) und führte zum endgültigen Bruch mit der Hagana. Im April 1948 verübte Irgun das Massaker von Deir Yasin, einem arabischen Dorf nordwestlich Jerusalems, das mit seinen jüdischen Nachbarn und der Hagana einen Nichtangriffspakt geschlossen und irregulären Kämpfern, die das Dorf als Basis nutzen wollten, wiederholt den Zutritt verweigerte hatte. Dabei schossen Irgun-Kämpfer auf flüchtende Familien und töteten insgesamt 100 bis 120 Araber, darunter viele Zivilisten. Ob Begin darin verwickelt war, ist umstritten, aber er verteidigte jedenfalls das Massaker später mit den Worten, ohne den „Sieg“ von Deir Yasin „hätte es auch niemals einen Staat Israel gegeben“.

*Mit freundlichen Grüßen,
Herbert Voglmayr*

UNSERE AUTORINNEN UND AUTOREN



Martin Engelberg

Der NU-Herausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



Jacqueline Godany

lebt als Fotografin in Wien.



Erwin Javor

ist Unternehmer. Seine Firma Frankstahl ist das führende österreichische Stahlhandelsunternehmen. Der NU-Mitbegründer und langjährige Herausgeber ist Dajgezen-Partner von Chefredakteur Peter Menasse.



Ida Labudović

Die NU-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie lebt seit 2007 in Wien und ist Mitarbeiterin von M-Media.



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein letzter Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin und veröffentlichte im letzten Jahr ihren ersten Gedichtband.



Peter Menasse

Der NU-Chefredakteur war Handelskaufmann und Kolumnist in der Stadtzeitung *Falter*. Er ist derzeit selbstständiger PR-Fachmann, Kommunikations- und Organisationsberater in Wien.



Fritz Neumann

ist Sportredakteur der Tageszeitung *Der Standard* und Buchautor. Er ist Vater zweier Söhne.



Rainer Nowak

Der Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger NU-Mitarbeiter. Er ist Vater zweier Töchter.



Franz Pichler

Langjähriger Beamter im Wissenschafts- und Außenministerium, lebt derzeit in Wien.



Axel Reiserer

lebt in London, wo er für eine Bank arbeitet.



David Rennert

Geboren 1984, absolviert derzeit ein Masterstudium der Politikwissenschaft und arbeitet als Journalist in Wien.



Michaela Spiegel

Die NU-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Anatol Vitouch

ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.



Herbert Voglmayr

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für NU verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.



Peter Weinberger

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.



FOTO ©: PETER RIGAUD

Alle reden von den Wahlen. Wir auch.



FOTO ©: PETER RIGAUD

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Javor: Bist du schon aufgeregt?

Menasse: Was soll ich aufgeregt sein. Du bist ja nicht gerade eine schöne Frau, die mich aufregen könnte.

Javor: Weil du unsere Wette verlieren wirst. Du wirst sehen, Stronach kriegt mehr als zehn Prozent. Der Champagner ist mir schon sicher.

Menasse: Nur weil deine Freunde alle auch schon über 80 Jahre alt sind und ein bisserl senil, ist das noch kein wirklich gutes Sample. Mein jugendlicher Held Faymann putzt ihn weg.

Javor: Über begnadete Oberkörper reden wir nicht, schließlich steht ja bei einer Partei auch eine Frau zur Wahl.

Menasse: Die Lindner?

Javor: Aus jetzt! Unsere Redakteurinnen reden sonst nicht mehr mit uns.

Menasse: Weißt du, was mich empört – jede Partei hat einen Vorzeige-Muslim. Und was ist mit uns Juden?

Javor: Das wäre keine gute Idee. Wir würden doch jede Partei spalten.

Menasse: Und was wünschst du dir von den Wahlen? Wer soll gewinnen?

Javor: Ich warte auf Angebote. Ich wähle die Partei, die die Steuern am meisten senkt.

Menasse: Da wäre gut eine Koalition von denen, die die Steuern der Reichen streichen und von denen, die jene der Armen senken.

Javor: Das ist gut. Steuereinnahmen gehen gegen null, die Leistungen des Staates werden ausgedehnt.

Menasse: Und wie finanzieren wir dann die teuren Lehrer?

Javor: Die sparen wir zur Gänze ein. Für die entfallenden Kosten schicken wir die

Kinder nach Abschluss des Kindergartens direkt in Pension.

Menasse: Wenn unsere Ideen verwirklicht werden, wird man später sagen, mit der Wahl 2013 hat das österreichische Paradies begonnen.

Javor: Wenn wir nur mehr Schulden machen, würden wir endlich in einer wichtigen Disziplin weltweit an die erste Stelle kommen können.

Menasse: Aber Schulden muss man doch zurückzahlen.

Javor: Mir scheint, du bist nicht am letzten Stand des volkswirtschaftlichen Wissens. Wozu nur habe ich dich so lange studieren lassen? Die Probleme haben doch nicht die Schuldner, sondern die Gläubiger.

Menasse: Die Wahlplakate sind heuer jedenfalls nicht wirklich inspiriert. Da brauchen die Parteien noch ein wenig unsere Hilfe.

Javor: Machen wir das doch. Den Roten empfehlen wir ein Plakat mit einem Feuerwehrauto und der Überschrift: „Links blinken, rechts abbiegen“.

Menasse: Dann kriegen die Schwarzen einen Leichenwagen mit der Überschrift „Wir bremsen für jeden, sogar für Sie“.

Javor: Die Grünen sind ja auf einem guten Weg. Sie sagen von sich, dass sie nur ganz wenig belämmert sind. Noch besser wäre allerdings, ihre Leistungen in den Vordergrund zu rücken: „Wir machen ganz Österreich zur Mariahilfer Straße.“

Menasse: Oder: „Kaufen Sie sich schnell ein Rad. Bald werden Sie sich nichts anderes mehr leisten können.“

Javor: Und Strache?

Menasse: Dem können nicht einmal wir helfen. Und er ist uns ja nicht wirklich der Nächste.

Javor: Beim BZÖ bietet sich an: „Werfen Sie Ihre Stimme getrost weg“.

Menasse: Für die Neos bleibt dann „Sie brauchen sich den Namen unserer Partei nicht zu merken.“

Javor: Die Parteien sollten sich auch mehr um Außenpolitik kümmern.

Menasse: Ja, zum Beispiel fehlt mit einer energischen Kritik an der NSA, die uns alle ausspioniert.

Javor: Genau, ich bin auch ganz wütend. Ich habe sie unlängst angeschrieben, weil ich mein Passwort vergessen habe, und sie waren nicht bereit, es mir zu verraten.

Menasse: Hast du es auch bei Snowden probiert? Der hat es vielleicht in seinen Listen.

Javor: Der hat mich an Putin verwiesen. Er selber darf nichts mehr sagen.

Menasse: Und was machst du jetzt?

Javor: Ich parke wieder mit Parkscheinen statt mit SMS-Parken.

Menasse: Ich sehe, du bist wirklich ein Opfer der internationalen Spionage.

Javor: Hauptsache ist, die Austria wird wieder Meister und du zahlst einen Champagner für den Stronach-Sieg.

Menasse: Ist OK. Aber ich weiß den PIN für meine Bankomatkarte nicht mehr.

Javor: Uje, dir wird doch keiner Geld borgen.

Menasse: Ich dachte an dich. Aber zuerst zahlst du heute den Kaffee.

** Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.*



IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.400 Stück
Nächste Ausgabe: Dezember 2013

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfasse 3, 1010 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
Mob.: +43 (0) 676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Richard Kienzl (Artdirector), Ida Labudović (Chefin vom Dienst), Peter Menasse (Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat)

TITELBILD

© David Fisher/Rex Features/picturedesk.com

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1, 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörfel

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfasse 3
Obmann: Martin Engelberg, Obmannstellvertreterin: Danielle Spera, Kassier: Ida Labudović

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen.
NU will den demokratischen Diskurs fördern.

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:

Österreich: Euro 15,-

Europäische Union: Euro 20,-

Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN

Gesine Stern, Mob.: +43 (0) 676 566 85 23
E-Mail: gesine.stern@nunu.at

stadtTheater walfischgasse

Eigenproduktionen im Herbst 2013

URAUFFÜHRUNG

C(r)ash

von Rupert Henning

mit Claudia Kottal, Stefano Bernardin, Cornelius Obonya

Regie: Carolin Pienkos

ab 16. Oktober

Enigma

von Éric-Emmanuel Schmitt

mit Christian Pätzold und Alexander Rossi

Regie: Isabella Suppanz

ab 13. November

Tickets: 512 42 00 oder

www.stadttheater.org

stadtTheater walfischgasse | Walfischgasse 4 | 1010 Wien

